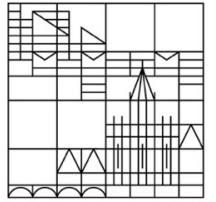


Universität
Konstanz



DER SOZIUS

Zeitschrift für Soziologie und Ethnologie



studentische Online-Zeitschrift • Universität Konstanz

Inhaltsverzeichnis

Vorwort1

Welche Möglichkeiten eröffnet Selbstverletzung als Körperprotest unter Geflüchteten und Migrant*innen

!TRIGGERWARNUNG!

Esra Öndüç2

Öffnet die Hotels jetzt für Obdachlose – Über die *politics of life* im Kontext der medizinischen Notfallversorgung von obdachlosen Menschen

Jasper Killewald19

The Criminal Outsider – Howars S. Becker's deviant career model on Portugal's drug decriminalization: Labeling Theory revisited

Max Wagner.....27

Die zweite Krise der Repräsentation – Das Dilemma der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie

Moritz Schneider.....45

Vorwort

Liebe Leser:innen,

seit der letzten Ausgabe ist einige Zeit vergangen und wir freuen uns, nun wieder eine neue Ausgabe des *sozius* veröffentlichen zu können – dieses Mal sogar in einer großen Sommerausgabe! Mit dabei sind Texte von vier Autor:innen: Esra Öndüç, Jasper Killewald, Max Wagner und Moritz Schneider, die in der Unterschiedlichkeit ihrer Themen zeigen, wie facettenreich Fragestellungen der Ethnologie und Soziologie sind. An dieser Stelle bedanken wir uns herzlich für die Einreichungen vierer spannender und anregender Beiträge!

Wir laden wie immer alle, die Interesse an einer Veröffentlichung in einer der kommenden Ausgaben und einer intensiveren Beschäftigung mit dem eigenen Schreiben haben ein, ihre Texte bei uns einzureichen. Alle Informationen dazu finden sich auf der Webseite des *sozius* (<https://www.sociologie.uni-konstanz.de/forschung/der-sozius/>). Bei Fragen sind wir per Mail an redaktion.der-sozius@uni-konstanz.de oder über Instagram erreichbar!

Egal ob auf dem alten Sofa in der WG-Küche oder einer schattigen Bank am Seerhein: *der sozius* liest sich überall gut! Viel Spaß mit der großen Sommerausgabe!

Die *sozius*-Redaktion.

TRIGGERWARNUNG: In diesem Text wird selbstversetzendes Verhalten und Fluchterfahrung thematisiert. Wir empfehlen daher dringend, diesen Text nur zu lesen, wenn man sich dazu bereit fühlt, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Wer sich damit nicht wohl fühlt, sollte diesen Text besser überspringen und mit dem Lesen beim zweiten Text auf Seite 19 beginnen.

Esra Öndüc

Welche Möglichkeiten eröffnet Selbstverletzung als Form des Körperprotests unter Geflüchteten und Migrant*innen?

Zur Autorin

Esra Öndüc ist seit 2018 Studentin der Soziologie mit dem Nebenfach Gender Studies an der Universität Konstanz, wo sie seit 2022 ihr Bachelor of Arts abschloss und seither den Master Soziologie und Ethnologie anstrebt. Ausgehend von einer ethnologischen Perspektive interessiert sie sich besonders für Themen der Migration und Identität sowie des Körpers. Die nachfolgende Arbeit ist im Rahmen des Seminars „Einführung in die Anthropologie des Körpers“ von Dr. Maria Lidola im Wintersemester 2021/2022 entstanden.

Kontakt: esra.oenduec@uni-konstanz.de

1. Einleitung

Die Nachrichten und politischen Debatten werden seit dem 24. Februar 2022 von Themen der Flucht und des Krieges beherrscht. Grund dafür war und ist der noch immer anhaltende Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine. Seitdem sind bisher mehr als 1,5 Millionen Menschen in andere Länder geflohen und erhalten dabei viel internationale Unterstützung (vgl. Norddeutscher Rundfunk 2022). Doch nicht allen Fliehenden ist es immer möglich, problemlos Ländergrenzen zu überqueren.

Laut der UNHCR waren Mitte 2021 weltweit 84 Millionen Menschen dazu gezwungen, aus ihrer Heimat zu fliehen, wobei circa 20 Prozent aus Latein- und Mittelamerika kamen (vgl. UNHCR 2021). Venezuela weist mit 5,6 Millionen Menschen nach Syrien die zweitgrößte Zahl an Geflüchteten auf. Gründe für die Flucht sind politische und wirtschaftliche Instabilität, Bandengewalt und Naturkatastrophen (vgl. Uno-Flüchtlingshilfe e.V. 2021). Als Ziel der Flucht und Migration gilt Nordamerika, weshalb hunderttausende Asylbewerber*innen und Migrant*innen jedes Jahr an der südlichen US-amerikanischen Grenze zu Mexiko ankommen und dort auf ihre Visa- und Asylanträge warten müssen. Vor allem die Grenzstadt Tapachula, in der sich das größte Einwanderungszentrum Mexikos befindet, stellt hier einen Brennpunkt dar (vgl. BBC News 2022). Die Stadt sei am Ende ihrer Belastbarkeit und vergleichbar mit einem Camp, da die Geflüchteten auf den Straßen leben sowie die Bedürfnisse der Menschen nicht mehr gedeckt werden können (vgl. Demmer 2021). Doch trotz der Überlastung und ansteigenden Spannung dürfen die Migrant*innen die Grenzstadt nicht ohne entsprechende Papiere verlassen, weshalb auch von einem "open-air prison" (Narea 2022) gesprochen wird. Die

Menschen sind dazu gezwungen, in der Stadt zu bleiben, obwohl sie dafür nicht über ausreichende Ressourcen verfügen: Es ist ihnen ohne Arbeitserlaubnis nicht möglich, Geld zu verdienen; es gibt nicht genügend Unterkünfte und nur eine mangelnde medizinische Versorgung, was insbesondere während der Covid-19 Pandemie ein Problem darstellt. Der mexikanischen Regierung wurde vorgeworfen, nicht genügend Bereitschaft zur Verbesserung der Situation zu zeigen, stattdessen verschärft das Militär die Kontrollen und geht gewaltvoll gegen die Migrant*innen vor (vgl. Demmer 2021).

Gegen diese Politik wurde in der Vergangenheit schon oft protestiert (vgl. Narea 2022), jedoch eskalierte die Situation im Grenzort Tapachula am Dienstag, den 15. Februar 2022 in einem neuen Ausmaß: Eine Gruppe von Migranten nähte sich die Münder zu, wobei sie Nadeln und Plastikfäden benutzte. Auf Bildern sind ausdruckslose oder schmerzverzerrte Gesichter zu sehen, manchmal Blut. Die Lippen wurden entweder selbst zugenäht oder es wurde sich dabei gegenseitig geholfen, wobei ein kleiner Spalt gelassen wurde, der es den Demonstrierenden ermöglichte, noch etwas zu trinken (vgl. Torres 2022). Der Rechtsaktivist Irineo Mujica, welcher auch beim Protest anwesend war, fügte hinzu: “We hope that the National Migration Institute can see that they are bleeding, that they are human beings.” (Torres 2022) Diese Form des Protests soll Druck auf die mexikanischen Behörden ausüben und die Bearbeitungszeit der Asylanträge beschleunigen. Die Medien bewerten die Situation als ein Zeichen dafür, dass Mexiko nicht in der Lage sei, die humanitären Bedürfnisse zu sichern (vgl. Narea 2022).

Das sog. ‚lip-sewing‘, das Zusammennähen von Lippen, ist eine Form des Protests, welche oft von Migrant*innen und Asylsuchenden genutzt wird. Es wird über den Körper kommuniziert und es drängt sich die Frage auf, welche Protestmöglichkeiten der Körper (in Fluchtsituationen) bietet. Im Folgenden soll diese Frage anhand der Protestform des Lippenzunähens in Tapachula untersucht werden. Um ein angemessenes Verständnis für die Rolle des Körpers im Protest entwickeln zu können, werden zunächst verschiedene Ansätze erläutert: Der Körper als Objekt kultureller Formung, als Zeichenträger sowie als wirklichkeitsschaffendes bzw. aktives Subjekt von Kultur. Ausgehend vom letztgenannten Ansatz wird kurz auf die zuneh-

mende Bedeutung des Körpers in der politischen Sphäre eingegangen und anschließend am Beispiel Tapachula Möglichkeiten und potenzielle Handlungsspielräume diskutiert, die sich aus den dem Körperprotest der Selbstverletzung eröffnen sowie zuletzt die Ergebnisse zusammengefasst und ein Fazit gezogen.

2. Die Bedeutung des Körpers in der Anthropologie und Soziologie – vom Objekt zum Subjekt von Kultur

Der Körper ist für die Anthropologie und Soziologie aufgrund seines doppelten Charakters als Produkt kultureller Formung und als materielle Realität ein schwierig zu erfassender Forschungsgegenstand (vgl. Meuser 2014, S. 250). Seit den 1970er Jahren und insbesondere in den 1980er und 1990er Jahren rückte der menschliche Körper als Objekt der Untersuchung immer mehr in den Fokus der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften (vgl. Schmincke 2021, S. 22). Grund dafür lieferten vor allem der Feminismus und die Gender Studies in den 1970er Jahren, die das biologische Körperverständnis sowie die natürliche Geschlechterdifferenz kritisch hinterfragen und dekonstruierten (vgl. Alkemeyer 2015, S. 471). In der Körpersoziologie werden drei zentrale Strömungen ausgemacht: Der Körper als Objekt kultureller Formung, als Zeichenträger sowie als wirklichkeitsschaffendes bzw. aktives Subjekt von Kultur (vgl. Meuser 2014, S. 250).

Grundlage einer jeden Soziologie des Körpers und auch Prämisse der von Foucault geprägten Strömung ist, dass der Körper einer „kulturellen Formung“ (Meuser 2014, S. 250) unterworfen sei. Als eine Erscheinungsform dieser kulturellen Formungen hat Foucault Machtstrategien wie beispielsweise Überwachung und Anreize des Staates herausgestellt, die den Körper als passives Objekt kontrollieren und disziplinieren (vgl. Meuser 2014, S. 250). Dass Kultur den Körper beeinflusst, postulierte auch der französische Soziologe Émile Durkheim. Er verstand Kultur und Körper als zwei getrennte Bereiche, da er soziale Phänomene wie Kultur, als Tatsachen begreift, die unabhängig von Individuen und ihren Körpern existieren.

Körper liefern für Durkheim nur eine physische Voraussetzung bzw. materielle Bedingung für Gesellschaft (vgl. Platz 2006, S. 20). Kultur wie auch Gesellschaft seien ein rein geistiges Produkt und treten auf, wenn Körper miteinander interagierten. Demnach besitze Kultur moralische Autorität, welcher die Individuen unterlegen sind und die ihre Körper formt.

Ein anderer Ansatz hingegen begreift den Körper als Zeichen- bzw. Symbolträger (vgl. Albers 2021, S. 287). Hierbei werden Kulturen als Symbolsysteme verstanden, wobei auch Körper Symbol und Bedeutungsträger sozialer Ordnung darstellen, weshalb die repräsentativen und symbolischen Eigenschaften des „symbolischen Körpers“ betrachtet werden. Der Mensch wird durch seinen Körper in Raum und Zeit verortet, wobei dieser auch als Ausdruck der kulturellen sowie sozialen Zugehörigkeit verstanden werden kann (vgl. Albers 2021, S. 287). Kultur wird in den Körper eingeschrieben, sodass dieser als Repräsentant und Träger sozialer Realitäten zu verstehen ist. Die sozialen Werte einer Person sind durch Körpersymbole für Menschen desselben kulturellen Kreises lesbar, weshalb der Körper dauerhaft gewollt oder ungewollt Informationen vermittelt. Soziale Realität wird durch Körpersymbole reflektiert und dadurch reproduziert, wobei die Bedeutungen der symbolischen Körper sich im Laufe der Zeit verändern und kulturspezifisch sind (vgl. Reischer und Koo 2004, S. 299f.). Der Ansatz versteht den Körper als Ausdrucksmedium von Gesellschaft, wobei sich Kultur und Körper nicht gegenseitig beeinflussen, sondern vielmehr unabhängige Gegensätze darstellen (vgl. Platz 2006, S. 31f.).

Die dritte Strömung gründet auf eine handlungstheoretische Perspektive, welche auf Ideen von Goffman, Mead, Bourdieu sowie Maurice Merleau-Ponty zurückgeht. Grundlage dafür ist das Verständnis des Körpers als Subjekt, das aktiv an der Hervorbringung von Kultur beteiligt ist (vgl. Meuser 2014, S. 250f.). Statt den Körper als natürliche Tatsache, passiven Empfänger sowie Repräsentanten von Kultur zu betrachten, wird in neueren Ansätzen sein Einfluss auf Kultur hinterfragt (vgl. Platz 2006, S. 41). Dem Körper wird die Rolle eines aktiv handelnden, intersubjektiv einbezogenen „agens“ im Prozess der Hervorbringung von Kultur zugeschrieben (vgl. Platz 2006, S. 34). Ausgehend von einer phänomenologischen Perspektive war es vor allem das Bestreben des französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty, neben der Kritik naturalistischer Positionen, den cartesianischen Dualismus zu

überwinden (vgl. Platz 2006, S. 33f.). Der cartesianische Dualismus des französischen Philosophen René Descartes war grundlegend für die Überlegungen bezüglich des Körpers und geht von einer grundlegenden Trennung und Hierarchisierung des immateriellen Geistes und materiellen Körpers aus (vgl. Platz 2006, S. 15).

Merleau-Ponty führte im Anschluss an Husserls Überlegungen die Unterscheidung zwischen objektivem Körper und phänomenalen Leib ein, was die Grundgedanken der Leibphänomenologie bildet (vgl. Orlikowski 2019, S. 125). Während der Körper auf seine Materialität zurückgeführt, als etwas Objektives begriffen sowie genutzt und strategisch eingesetzt werden kann (vgl. Platz 2006, S. 43), ist der Leib hingegen auf das subjektive Wahrnehmungsvermögen, wie Emotionen sowie innere Zustände bezogen (vgl. Schminke 2021, S. 12). Dieser Doppelcharakter der körperlich-leiblichen Existenz wird insbesondere durch die Formulierung Helmuth Plessners deutlich, dem zufolge der Mensch einen Körper *habe* und zugleich Leib *sei* (vgl. Plessner 1970, S. 43). In diesem Kontext beschreibt Hermann Schmitz, welcher als Begründer der neuen Phänomenologie gilt, die Bedeutung des Leibes in einem Interview als:

„Ausgangs- und Bezugspunkt unserer gesamten Wahrnehmung, unseres Erlebens und Fühlens. [...] Wenn ich vom Leib spreche, dann meine ich nicht den menschlichen Körper, den wir betasten und über unsere fünf Sinne wahrnehmen können, sondern all die Regungen, die wir in dessen Gegend spüren. Beispielsweise Hunger, Lust, Angst oder Frische.“ (Schmitz 2017)

Der Leib stellt die Möglichkeit dar, wahrzunehmen und ist somit wesentliche Grundlage der menschlichen Existenz des „Zur-Welt-Sein[s]“ (Merleau-Ponty 1966, S. 10). Der Ansatz betrachtet den Körper als Medium für den Zugang zur Welt und untersucht den Körper nicht unabhängig von Kultur, sondern den Menschen im Verhältnis zur Welt. Dabei sei die Wahrnehmung der Welt, Objekte und Kultur nicht vorgegeben, sondern entstehen im Prozess, bei dem der Leib die externen Objekte der Welt wahrnimmt. Vor der Objektivierung gäbe es ein prä-objektives Verständnis und damit unreflektiertes Erkennen der Welt. Erst durch die Hinwendung des Leibes zur Welt, seine sinnliche Wahrnehmung und geistige Erkennbarkeit erkenne der Mensch die Welt. Das Objekt sei das Endergebnis des

Wahrnehmungsprozesses, weshalb als Ausgangspunkt die Erfahrung des Wahrnehmens in ihrer ganzen Reichhaltigkeit und Unbestimmtheit darstellt, „because in fact we do not have any objects prior to perception“ (Csordas 1990, S. 9). Im Kontext der Wahrnehmung wird auf den Prozess der Objektivierung aufmerksam gemacht. Dieser sei niemals abgeschlossen, da sich das Selbst und die Kultur gegenseitig beeinflussen und neu konstituieren. Wenn sich das Selbst wandelt, verändere der Leib die Perspektive auf die Welt, wodurch sich wiederum die Welt ändere (vgl. Platz 2006, S. 120). Folglich kann sich der Leib nicht außerhalb von Kultur befinden. Es ist ein simultan ablaufender Prozess, der am Beispiel der Geschlechterdifferenzierung zu verdeutlichen ist: Der Leib empfindet sich als weiblich bzw. männlich, während er gleichzeitig geschlechtsspezifischen Normenvorgaben und Verhaltensunterschiede in der Gesellschaft erkennt. Er versteht sich selbst nach geschlechtsspezifischen Merkmalen und bezieht sich auf andere sowie auf seine soziale Umwelt (vgl. Platz 2006, S. 12). Der Körper gilt nicht als Objekt im Verhältnis zu Kultur, sondern als Subjekt von Kultur (vgl. Csordas 1990, S. 5). Kultur prägt nicht nur den Körper, sondern ist „Resultat einer Objektivierung, die im Körper beginnt und von diesem manifestiert wird“ (Platz 2006, S. 9). Mit der kulturellen Welt entsteht gleichzeitig das Selbst, wobei sich das Selbst und die Wahrnehmung von Kultur gegenseitig beeinflussen.

Basierend auf Merleau-Pontys Theorie entwickelt der Anthropologe Thomas Csordas das Paradigma des „Embodiments“. Das Konzept versteht den Körper als Subjekt, welches die Kraft hat, soziale Wirklichkeit mitzugestalten, weshalb er auch als aktiver Agent verstanden wird (vgl. Reischer und Koo 2004, S. 307). Kultur und Körper sind nicht mehr voneinander getrennte Phänomene, sondern beeinflussen sich in einem interaktiven Prozess gegenseitig. Csordas versteht den Körper nicht nur als Objekt, welches separat von Kultur, Wissen und Vernunft untersucht wird, sondern als Subjekt von diesem (vgl. Csordas 1990, S. 5).

Ausgehend von dem Körper als Subjekt ist Gesellschaft durch seine Mitglieder gestaltbar, wodurch der Körper auch zunehmend Bedeutung in der politischen Sphäre gewinnt. Das Konzept der *body politics* befasst sich mit der Rolle des Körpers innerhalb sozialer Proteste. Der Begriff wurde von jüngsten sozialen Bewegungen geprägt, aber insbesondere durch die neue bzw. zweite Frauenbewegung

(Schmincke 2021, S. 120). Dort ging es insbesondere um körperbezogene Themen, wie sexuelle Selbstbestimmung, Schwangerschaftsabbrüche und körperlicher Missbrauch (vgl. Schmincke 2021, S. 120). Dabei wird anerkannt, dass Proteste über Körper realisiert werden und, wie bei Judith Butler dem Menschen die Rolle eines Bedeutung schaffendes Subjekt zugeschrieben. Butler zeigt auf, dass Geschlechtsidentitäten nicht objektiv vorgegeben sind, sondern performativ hervorgebracht werden. Ihr Begriff der Performativität verweist darauf, dass kultureller Normen nur durch Wiederholungspraktiken fortbestehen können. In diesen Wiederholungen und der Prozesshaftigkeit liegt für Butler das Widerstandpotential gegen hegemoniale Strukturen sowie Identitätskategorien (vgl. Seitz et. al. 2018, S. 11). Der Körper dient als Mittel der Selbstermächtigung, da über das Erscheinungsbild und die performativen Leistungen (politische) Zugehörigkeit sowie Widerstand geleistet werden kann. Während der Körper als Vehikel für Widerstand und Quelle von Macht verstanden werden kann, tritt ein subjektkonstitutives Machtmodell an die Stelle eines repressiven (vgl. Reischer und Koo 2004, S. 308).

3. Der Körper im Protest

Welche Möglichkeiten und neue wirkungsvolle Handlungsfelder der Körper einem Menschen etwa in Fluchtsituationen eröffnet, wird im folgenden Abschnitt dargestellt.

Der Körper hat die Kraft auf die gesellschaftlichen Strukturen einwirken zu können (vgl. Orlikowski 2019, S. 130) und kann als interaktives Glied zwischen gesellschaftlichen Strukturen und körperlichen Praktiken verstanden werden. Der schmerzerfüllte Körper folgt kulturellen Vorstellungen von Schmerz, wobei er gleichzeitig Kultur beeinflusst und diese (re)produziert (vgl. Jackson 2011, S. 372). Es kann den Protestierenden zugeschrieben werden, dass sie sich durch das performative Darstellen ihres empfundenen Schmerzes versprechen, ihre aktuelle Situation verändern zu können. Ihre Werte werden in direkte Aktion umgesetzt, und es geht ihnen darum, Emotionen nach außen zu verkörpern und dadurch politisch zu handeln (vgl. Zhongxuan 2018, S. 865). Durch das Sichtbarmachen des Schmerzes wird er nach außen hin als solcher erkennbar und hat potenziell die Macht, sich auf die Situation der Protestierenden auszuwirken. Der performative Körper soll die

Vorgehensweisen der Grenzbehörden verändern, weshalb er als Akteur in der politischen Arena verstanden werden kann.

Außerdem kann der Körper durch seine Symbolhaftigkeit als Oberfläche genutzt werden, um das Selbst darzustellen. Anhand kulturell vorgegebener Symbole können die Körper der Protestierenden als Ausdrucksmedium ihren inneren Zustand ausdrücken und ihre Situation darstellen (vgl. Reischer und Koo 2004, S. 299f.; Das 1996, S. 85). Deutet man den Akt der Selbstverletzung in diesem Kontext nach gesellschaftlich vorgegebenen Strukturen, wäre eine mögliche Interpretation, dass die Protestierenden in Tapachula symbolisch ihre Verzweiflung darstellen. Auch der Rechtsaktivist Irineo Mujica bestätigt dies und sagt, dass die Protestierenden verzweifelt seien (vgl. BBC News 2022). Die Selbstverletzung könnte außerdem ein Sichtbarmachen ihres empfundenen emotionalen und physischen Schmerzes sein. Schmerz-haben wird dargestellt, um von Außenstehenden als solches wahrgenommen werden zu können, denn „Schmerz kann nicht ohne Schmerz-Verhalten kommuniziert werden“ (Jackson 2011, S. 378). Schmerz wird ‚laut‘ durch die Sichtbarkeit von Wunden erfahren und nach außen ausgetragen, um ihn für andere zugänglich zu machen.

Wird das Protestieren über den Körper mit dem Protestieren über die Sprache verglichen, machen sich Unterschiede bemerkbar. Hier ist zunächst anzumerken, dass Interaktion ein ganzheitlicher körperlicher Ausdruck ist, welcher sich durch Gestik, Mimik, Blick, Positur und Verbalsprachlichkeit auszeichnet. Es geht um die Abgrenzung der performativen Sprache von Handeln durch das Zunähen der Lippen und Zur-Schau-Stellen des Körpers durch die Demonstration mit zugenähten Lippen zur Verbalsprachlichkeit. Die körperlich performative Darstellung eröffnet, im Vergleich zur Verbalsprachlichkeit eine andere Ebene des Verstehens. Verzweiflung und Schmerz widersetzen sich der kulturellen Strukturierung von Sprache, da sowohl Verzweiflung als auch emotionaler und physischer Schmerz fast ausschließlich körperlich wahrnehmbare Erfahrungen darstellen und deshalb sprachlich nicht vollständig zu begreifen sind (vgl. Jackson 2011, S. 382). Körper als Ausdrucksmittel vermitteln Dinge, welche nicht gesagt werden können und sich dem sprachlichen Ausdruck entziehen. Körperlichkeit geht über die Verbalisierung hinaus, da körperliche Affekte mobilisiert und Emotionen deutlich gemacht werden

und so auf andere Körper einwirken können. Verkörperung ist der Schlüssel, um Annahmen über die Erfahrungen des anderen machen zu können (vgl. Häkli und Kallio 2021, S. 690). Durch die Fähigkeit zur Intersubjektivität wird Zugang zur Subjektivität des anderen ermöglicht: Menschen besitzen das Potential, sich in andere Körper hineinzusetzen, und gleichzeitig kann das Selbst von anderen Körpern verstanden werden. Intersubjektivität auf der Ebene von sinnlichen Erfahrungen, ermöglicht anderen Individuen, Erfahrungen am eigenen Leib zu spüren, statt sie nur rational zu begreifen. Werden neben dem Fall in Tapachula auch andere Länder betrachtet, ist außerdem festzustellen, dass Migrant*innen und Geflüchtete oftmals nicht dieselbe Sprache ihres aktuellen Aufenthaltslandes sprechen, weshalb verbale Kommunikation in der Regel fehlschlägt. Aus diesen Gründen kann gesagt werden, dass die körperlichen Praktiken des Protests über die Grenzen der Verbalisierung hinausgehen und ein tieferes Verständnis der Situation ermöglichen. Das Zunähen der Lippen geht einerseits über die Möglichkeiten des verbalen Protests hinaus, jedoch durchbricht es auch die Grenze zwischen Körper und Sprache. Die Protestierenden nähern sich die Mäuler an, was sie zu stummen Körpern macht, sie kommunizieren jedoch trotzdem auf körperlicher Ebene – ohne verbale Äußerungen. Die Überwindung der Grenze zwischen Körper und Sprache verdeutlicht das multidimensionale Verstehen körperlicher Performativität.

Die Form der performativen Darstellung macht es den Geflüchteten und Migrant*innen in Tapachula möglich, auf die unmenschliche Behandlung hinzuweisen, sich der Objektivierung zu entziehen und sich als Subjekte selbst zu ermächtigen (vgl. Bargu 2017, S. 12f.). Ayten Gündoğdu schreibt in ihrem Buch „Rightlessness in an Age of Rights“, dass das Zunähen der Mäuler als Darstellung der generellen Sprachlosigkeit von Geflüchteten und Asylsuchenden bewertet werden kann, was wiederum Folge ihrer Staatenlosigkeit und Rechtslosigkeit sei (vgl. 2015, S. 21, 129). Sie werden aus der politischen Gemeinschaft ausgeschlossen, was gleichzeitig den Ausschluss aus der Humanitätsgemeinschaft bedeutet (vgl. Gündoğdu 2015, S. 160).

Nicht nur die Tatsache, dass sie keine politische Handlungsfähigkeit besitzen, nimmt ihnen die Menschlichkeit, sondern auch, dass sie meist als anonyme Figuren

ohne jegliche subjektive Eigenschaften dargestellt werden. Geflüchtete und Migrant*innen werden meist auf eine homogene Masse, auf eine sog. „faceless mass of bodies“ (Häkli und Kallio 2021, S. 684) reduziert. Der einzelne Mensch mit seinen individuellen Erfahrungen wird nur selten porträtiert. Der Masse anonymer Figuren werden oftmals automatisch Begriffe der Flucht und Gewalt zugeschrieben, wobei diese Distanzierung als Strategie dienen kann, sich dem Gefühl der Empathie zu entziehen. Geflüchtete fallen jenseits jeglicher Empathie; ihre Körper werden objektiviert und passiviert, wodurch sie selbst kaum noch Partizipationsfähigkeit besitzen (vgl. Häkli und Kallio 2021, S. 684).

Das Protestieren durch Selbstverletzung rückt den Fokus auf den Körper und kann dabei einen Versuch darstellen, die verlorene Humanität zurückzuerlangen. Einerseits sind bei einem zugenähten Mund Stichwunden und Blut sichtbar, was zeigen soll, dass auch sie verletzlich und dadurch auch Menschen sind. Andererseits hat das Zunähen des Mundes einen Doppelcharakter, da es symbolisch den Verzicht auf Verbalität sowie das Verweigern von Nahrung bedeutet. Von außen werden sie nicht als Subjekte wahrgenommen, weshalb sie sich selbst auch als Subjekte dekonstruieren, um anschließend ein neues Subjekt-sein zu erschaffen. Durch symbolische Essensverweigerung wird sich dem Subjekt-sein entzogen und durch das symbolische Verweigern der Sprache erfolgt eine Dekonstruktion des Subjekts. Nach Aristoteles ist die Sprache die Eigenschaft, die den Menschen von anderen Lebewesen unterscheidet, weshalb Sprachlosigkeit eine „De-subjektivierung“ (Bargu 2017, S. 12) bedeutet und das Subjekt demnach gesellschaftlich nicht mehr zugänglich ist. Die selbst gewählte Entscheidung zum gewaltsam verkörperten Schweigen bedeutet, sich gegen die Bedingungen der Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit zu verwehren (vgl. Bargu 2017, S. 13). Es ist eine symbolische Verweigerung ihrer aktuellen Existenz, weshalb ‚lip-sewing‘ als öffentlicher Akt politischen Widerstands verstanden werden kann. Es wird symbolisch der Austritt aus der Gemeinschaft signalisiert und gleichzeitig auch der Ausdruck des Wunsches, ihr angehören zu wollen. Das bisher fremdbestimmte Objekt soll dekonstruiert werden, um somit eine Rekonstruktion eines eigenbestimmten Selbst zu ermöglichen. Die radikal performative Darstellung ruft eine De-subjektivierung hervor, die zu einer neuen Subjektivität führt. Es soll daraus eine neue Beziehung zum Selbst und

zu anderen hervorgebracht werden (vgl. Bargu 2017, S. 13). Durch den Protest über den Körper kann also nicht nur auf ungerechte Situationen aufmerksam gemacht werden, sondern die Menschen können durch Performativität ihre Handlungsfähigkeit ausdrücken und sich selbst ermächtigen. Im Kampf gegen die Objektivierung werden sie von passiven Figuren zu handlungsfähigen Subjekten. Selbstverletzung kann eine Strategie sein, um in einer Situation, in der die Betroffenen keine Möglichkeiten der Kontrolle mehr besitzen, ihre Autonomie zurückzugewinnen. Durch die Verweigerung der gemeinsamen verbalen Kommunikationsebene können sich Geflüchtete und Migrant*innen selbst ermächtigen, was auch als ‚Empowerment‘ bezeichnet wird.

Eine weitere Problematik, welche bei der Personengruppe von Geflüchteten und Asylsuchenden betrachtet werden muss, um die Rolle des Körpers im Protest zu verstehen, ist, dass ihren gesprochenen Worten meist keine Relevanz zur Bewertung von Situationen beigemessen wird (vgl. Häkli und Kallio 2021, S. 687f.). Das Gesagte wird von den Behörden meist nicht ernst genommen, da ihnen unterstellt wird, Situationen anders darzustellen, um persönliche Vorteile zu erlangen. Der Körper von Geflüchteten hingegen liefert ein mächtiges Beweismittel zur Aufklärung von Situationen. Der durch Gewalt gezeichnete Körper gilt als zuverlässiger als sprachliche Äußerungen (vgl. Häkli und Kallio 2021, S. 692). Während Äußerungen über die Problemsituation auf verbaler Ebene keine Aufmerksamkeit erregen würden, wird ihnen auf körperlicher Ebene Aufmerksamkeit zugesprochen. Es handelt sich um einen sichtbaren Ausdruck der misslichen Lage, weshalb er nicht mehr als unwahr und falsch abgestritten werden kann. Beim Lip-sewing sind die Verletzungen nicht von außen auf den Körper eingeschrieben worden und dienen daher nicht als Beweise für äußerlich hinzugefügte Gewalt, stattdessen wurden diese Verletzungen selbst beigebracht. Die selbst zugeführte Gewalt am Körper ist ein Beweis dafür, wie problematisch die Situation der Geflüchteten und Migrant*innen in Mexiko ist.

Die Protestierenden in Mexiko nutzen ihren Körper zum Protest, da sie sich als Geflüchtete und asylsuchende Menschen in sehr verzweifelten Situationen mit nur sehr wenig zur Verfügung stehenden Ressourcen befinden (vgl. Häkli und Kallio 2021, S. 685; Zhongxuan 2018, S. 865f.). Aufgrund der Ressourcenknappheit sind

ihre Handlungsmöglichkeiten begrenzt, und der Körper verbleibt als eine der letzten Ressourcen zum Handeln.

Den Geflüchteten und Migrant*innen wird entweder die Rolle der verletzlichen Opfer oder die der falschen Scheinasylanten zugeschrieben (vgl. Häkli und Kallio 2021, S. 684). Welcher Gruppe sie angehören, entscheidet meist der Staat oder die einheimische Bevölkerung. Hier lässt sich erneut die Anonymisierung der Körper und das damit zusammenhängende Machtungleichgewicht erkennen. Der Staat besitzt die Deutungshoheit über die Handlungen der Flüchtenden, wobei als ‚falsch‘, ‚böswillig‘, ‚gierig‘ oder ‚undankbar‘ deklarierte Handlungen sofort gegen sie verwendet werden können. Daraus resultiert, dass den Geflüchteten und Migrant*innen kaum eine andere Form des Protests übrigbleibt als eine, die sich gegen sie selbst wendet. Würden sie mit demselben Maß an Gewalt gegen die Regierung des Landes vorgehen, würden sie als Gefahr benannt und wahrgenommen und würde ihnen radikales Verhalten vorgehalten werden. Ihr Handeln repräsentiert nicht nur sie selbst, sondern auch für die Geflüchteten als Gruppe, weshalb im Falle eines gewaltvollen Protests alle Geflüchteten und alle, die ihnen folgen, als Gefahr für die Öffentlichkeit eingestuft werden. Die Flüchtlinge sind sich auch ihres direkten Einflusses auf das politische Klima und ihrer Verantwortung gegenüber nachfolgenden Generationen bewusst. Die Proteste würden vermutlich gewaltvoll unterdrückt werden, sodass sich die Gewalt wieder gegen sie selbst richten würde. Auch ein offenes Kommunizieren ihrer Bedürfnisse nach Sicherheit und Gerechtigkeit wäre vermutlich aussichtslos, da ihnen dann gieriges Verhalten vorgeworfen werden würde. In Anbetracht ihrer zur Verfügung stehenden Ressourcen und dem Machtungleichgewicht stellt der Körper bzw. das Handeln gegen den eigenen Körper das einzig sinnvolle Mittel zum Protest dar.

Der Protest über den Körper eröffnet einen Raum, in dem bestimmtes Handeln bewusst dargestellt werden und von der Öffentlichkeit gesehen werden kann. Das Protestieren über den Körper ermöglicht es den Geflüchteten und Migrant*innen, ihren eigenen Handlungsraum unabhängig von staatlicher Beeinflussung zu schaffen. Es entsteht eine Sphäre der Aktivität, in der Disput dargestellt und verhandelt wird, wobei die Darstellenden über Autonomie verfügen und ihre Emotionen, Ideen und Sichtweisen darstellen können (vgl. Zhongxuan 2018, S. 865).

Die Demonstrierenden ziehen durch selbstverletzendes Verhalten Aufmerksamkeit in Form von Medienberichterstattung auf sich und schaffen dadurch eine Öffentlichkeit, in der sie sich selbst darstellen können. Dabei hat die selbstzerstörerische Darstellung aus der westlichen Perspektive etwas ‚Animalisches‘ bzw. ‚Unzivilisiertes‘, da diese gegenüber jeglicher Gewalt sensibilisiert zu sein scheint (vgl. Elias 1994, S. 362f.). Die Darstellung von gewaltvollem Verhalten wird insbesondere bei den Zuschauenden in der ‚westlichen Welt‘ vermieden und ruft deshalb, wenn sie zu sehen ist, einen großen Schock hervor. Die Normen der Gesellschaft machen eine Ermächtigung möglich, indem die Geflüchteten und Migrant*innen gegen die auferlegte Norm handeln und dem Körper Ausdruck verleihen. Insbesondere vermitteln die Bilder der selbst zugefügten Gewalt eine Unmittelbarkeit, Realitätsnähe und Konkretheit der Situation, sodass die Gewalt für die Betrachter*innen noch stärker zugänglich ist. Darüber hinaus wird Empörung in der Gesellschaft dadurch ausgelöst, dass die Gewalt nicht von außen, sondern von ihnen selbst hinzugefügt wurde. Die Selbstverletzung soll den Blick dafür öffnen, dass sie durch äußere Gewalt in diese Situation gebracht wurden und nun verstummt sind. Die äußeren Umstände, die die Menschen in diese Lage gebracht haben, werden unausweichlich wahrnehmbar, denn sie symbolisieren, dass sie als Geflüchtete kein Mitspracherecht haben und ebenso gut stumm sein könnten, weil sie nicht gehört werden.

Diese Form des Aktivismus, d.h. die Darstellung der Gewalt von Protestierenden gegen den eigenen Körper besitzt eine Einfachheit, welche für die meisten Menschen zugänglich ist und dadurch auch viele Menschen erreicht. Die darauffolgende Empörung übt Druck auf die Autoritäten in Mexiko aus (vgl. Zhongxuan 2018, S. 868), was sie eventuell zu einem Überdenken und sogar zu einer Veränderung ihrer Handlungen veranlassen könnte. Je mehr Reichweite der Protest in der Öffentlichkeit erreicht, desto unabhängiger werden die Protestierenden von der bisherigen Deutungshoheit des Staates und desto größer wird der Druck der Öffentlichkeit auf politische Akteure. Der Körper wird zu einer Ressource politischer Handlungen und zu einer Waffe, um beim Publikum emotionale und moralische Resonanz hervorzurufen (vgl. Zhongxuan 2018, S. 866).

4. Fazit

Performative Körper schaffen Handlungsräume und liefern daher ein effektives Mittel des Protests. In einer Situation mit nur wenigen Ressourcen, in der Machtungleichgewicht und Objektivierung der Protestierenden vorherrschen und Sprache keinen Wert hat, ermöglicht der Körper Widerstand.

Das Zusammennähen der Lippen bedeutet Essensverweigerung und vor allem gewaltsam verkörpertes Schweigen, wodurch sich die Protestierenden gegen die äußeren Bedingungen der Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit verwehren und der Körper als Ort des Widerstandes gilt. Die Menschen drücken ihre Fähigkeit zum Handeln aus und ermächtigen sich selbst. Selbstverletzung kann eine Strategie sein, um in einer Situation, in der die Betroffenen keine Möglichkeit der Kontrolle mehr besitzen, Autonomie zurückzuerlangen. Es entsteht eine Sphäre der Aktivität, in der Disput dargestellt und verhandelt wird und in der allein die Darstellenden die Autonomie über den Handlungsraum besitzen.

Auferlegte Normen werden durch den Körper symbolisch umgangen und machen ihn zur politischen Bühne. Auf dieser dient der Körper als politische Ressource und ruft bei der Öffentlichkeit emotionale und moralische Resonanz hervor (vgl. Zhongxuan 2018, S. 866).

Die körperliche Ebene des Protests spricht die sinnliche Ebene der Zuschauenden an und kann zeigen, was Sprache nicht zu vermitteln vermag. Körperliche Performativität ermöglicht grenzübergreifendes Verstehen und kann die Betroffenen aus der Handlungsunfähigkeit in die Rolle der selbstbestimmten politischen Akteure erheben. Aus diesen Gründen kann der Körper als mächtiges Mittel des Protests bewertet werden.

Literaturverzeichnis

- Alkemeyer, Thomas. 2015. Verkörperte Soziologie – Soziologie der Verkörperung. Ordnungsbildung als Körper-Praxis. *Soziologische Revue* 38(4): 470-502.
- Albers, Yvonne. 2021. Körper. In *Arabistik. Eine literatur- und kulturwissenschaftliche Einführung*, Hrsg. Yvonne Albers et. al., 287-293. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Bargu, Banu. 2017. The Silent Exception: Hunger Striking and Lip-Sewing. *Law, Culture and the Humanities*. 1-28.
- BBC News. 2022. Migrants clash with police in Mexico border town. <https://www.bbc.com/news/world-latin-america-60493197> (Zugegriffen: 11.03.2022).
- Bierling, Stephan. 2021. Die Trump-Präsidentschaft: Eine Bilanz. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/usa-2021/331744/die-trump-praesidentschaft-eine-bilanz/#footnote-target-8> (Zugegriffen: 14.03.2022).
- Csordas, Thomas J. 1990. Embodiment as a Paradigm for Anthropology. *Ethos* 18: 5-47.
- Das, Venna. 1996. Language and Body: Transactions in the Construction of Pain. *Daedalus* 125 (1): 67-91.
- Demmer, Anne. 2021. Endstation Tapachula. <https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/mexiko-migranten-115.html> (Zugegriffen: 14.03.2022).
- Elias, Norbert. 1994. *The Civilizing Process: The History of Manners and State Formation and Civilization*. Oxford: Wiley-Blackwell Publishing.
- Gündoğu, Ayten. 2015. *Rightlessness in an Age of Rights*. Oxford: Oxford University Press.
- Häkli, Jouni und Kirsi Pauliina Kallio. 2021. Bodies and persons: The politics of embodied encounters in asylum seeking. *Progress in Human Geography* 45(4): 682-703.
- Jackson, Jean. 2011. Pain: Pain and Bodies. In *A Companion to the Anthropology of the Body and Embodiment*, Hrsg. Frances E. Mascia-Lees, 370-387. Chichester: Wiley-Blackwell Publishing.
- Lin, Zhongxuan. 2018. Mediating embodied protest: Performative body in social protests in the Internet age in China. *Media, Culture & Society* 41(6): 863-877.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1966. *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter & Co.
- Meuser, Michael. 2014. Körpersoziologie. In *Wörterbuch der Soziologie*, Hrsg. Günter Endruweit, Gisela Trommsdorff und Nicole Burzan, Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft.
- Narea, Nicole. 2022. Migrants are sewing their lips shut to protest the policy that stranded them in Mexico. <https://www.vox.com/policy-and-politics/2022/2/17/22937405/migrant-sew-lips-tapachula-mexico-us-border> (Zugegriffen: 14.03.2022).

- Norddeutscher Rundfunk. 2022. UNHCR zur Flucht aus der Ukraine. 1,5 Millionen Menschen in zehn Tagen. <https://www.tagesschau.de/ausland/europa/unhcr-fluechtlinge-ukraine-101.html> (Zugegriffen: 11.03.2022).
- Orlikowski, Anna. 2019. Leib als Ausdruck oder der performative Charakter der leiblichen Existenz. Merleau-Ponty und Butler. In *Leib – Leiblichkeit – Embodiment. Pädagogische Perspektiven auf eine Phänomenologie des Leibes*, Hrsg. Malte Brinkmann et. al., 123-138. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Platz, Teresa. 2006. *Anthropologie des Körpers. Vom Körper als Objekt zum Leib als Subjekt von Kultur*. Berlin: Weißensee Verlag.
- Plessner, Helmuth. 1970. Lachen und Weinen. In *Philosophische Anthropologie*, Hrsg. Helmuth Plessner, 11-171. Frankfurt am Main: Fischer.
- Puggioni Raffaella. 2014. Speaking through the body: Detention and bodily resistance in Italy. *Citizenship Studies* 18(5): 562–577.
- Reischer, Erica, und Kathryn S. Koo. 2004. The Body Beautiful: Symbolism and Agency in the Social World. *Annual Review of Anthropology* 33: 297-317.
- Schmincke, Imke. 2021. *Körpersoziologie*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.
- Schmitz, Hermann. 2017. Gefühle sind keine Privatsache. Gespräch mit Hermann Schmitz. *Philosophie Magazin* 32: 25-70.
- Seitz, Sergej, Tatjana Schönwälder-Kuntze und Gerald Posselt. 2018. Dimension des Politischen. Butler und die politische Philosophie. In *Judith Butlers Philosophie des Politischen. Kritische Lektüren*, Hrsg. ebd., 7-22. Bielefeld: transcript Verlag.
- Torres, Jose. 2022. Migrants sew mouths shut in quest for Mexico passage to U-S- border. <https://www.reuters.com/world/migrants-sew-their-mouths-shut-quest-mexico-passage-us-border-2022-02-16/> (Zugegriffen: 14.03.2022).
- UNHCR. The United Nations High Commissioner for Refugees. 2021. Refugee Data Finder. <https://www.unhcr.org/refugee-statistics-uat/> (Zugegriffen: 11.03.2022).
- Uno-Flüchtlingshilfe e.V. 2021. Flüchtlingskrise Lateinamerika. Der größte Exodus in Lateinamerikas jüngerer Geschichte. <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/hilfe-weltweit/lateinamerika> (Zugegriffen: 11.03.2022).

Jasper Killewald

„Öffnet jetzt die Hotels für Obdachlose“

Über die *politics of life* im Kontext der medizinischen
Notfallversorgung von obdachlosen Menschen

Zum Autor

Jasper Killewald (er/he) ist in Bonn geboren und aufgewachsen. Nach 2 Jahren der Orientierung begann er 2017 sein Studium der Soziologie mit dem Nebenfach der Politikwissenschaften an der Universität Konstanz, welches er im Sommersemester 2021 mit dem Bachelor abschloss. Seitdem studiert er den Master Ethnologie und Soziologie. In seinem Studium fokussiert er sich vor allem auf „Care“, Arbeit und beschäftigt sich darüber hinaus mit Themen der Ungleichheit.

Kontakt: paul-jasper.killewald@uni-konstanz.de

Abstract

Das Essay „Öffnet jetzt die Hotels für Obdachlose – Über die *politics of life* im Kontext der medizinischen Notfallversorgung von obdachlosen Menschen“ entstand im Rahmen der Ringvorlesung für Masterstudierende. Angeknüpft an die Sitzung von Dr. Maria Lidola, wird ausgehend von dem Konzept der *politics of life* von Fassin die Onlinebewegung (bzw. Petition) „Öffnet jetzt die Hotels für Obdachlose“ betrachtet. Das Essay zeigt auf, welche Probleme mit humanitären Hilfsaktion einhergehen können und welche Rolle dabei die *politics of life* spielen.

1. „Öffnet jetzt die Hotels für Obdachlose“

Unter diesem Aufhänger startete im Januar 2021 eine Online-Petition und richtete sich aktiv „gegen das Sterben auf der Straße“ (vgl. Internationale Netzwerk Der Straßenzeitungen 2021). In ihrem Petitionstext greifen die Autor*innen den Aufruf der Politik Kontakte zu vermeiden und Zuhause zu verweilen auf: Den Lockdown. Ihre kritische Nachfrage bleibt dabei, wie Menschen Zuhause bleiben sollen, die dieses gar nicht besitzen. Der Lockdown führte auch dazu, dass die von Obdachlosen in Anspruch genommene Infrastruktur – seien es Tageseinrichtungen, Arztpraxen oder auch Nachtunterkünfte – ihr Angebot gezwungenermaßen einschränken mussten. Zeitgleich standen durch den Lockdown Hotels leer, da die Mobilität nicht nur zwischen europäischen Ländern, sondern auch innerhalb der Bundesrepublik eingeschränkt wurde (vgl. Walther und Reichert 2021). Die Kombination dieser beiden Tatsachen lässt die Petitions-Starter*innen den Aufruf für Hotelzimmer für Obdachlose starten. Hierbei handelt es sich insofern um einen medizinischen Kontext, als dass den obdachlosen Menschen in einem kalten Winter ein geschützter Schlafplatz zur Verfügung gestellt wird und sie nicht bei lebensbedrohlichen Temperaturen auf der Straße schlafen müssen – um im Zweifel nie wieder aufzuwachen. Nicht erst seit dem Lockdown gibt es Kältebusse, die jede*r Bürger*in rufen kann, sollte er einen Mitmenschen in Not sehen (vgl. Hager 2018). Kältebusse haben – ähnlich wie Hotelöffnungen für Obdachlose – das folgende medizinische Ziel: Kältetote verhindern.

Kälte stellt für die obdachlosen Menschen somit eine ernstzunehmende Bedrohung dar; ihr Leben befindet sich in einer krisenhaften Situation. Krisenhaftes Leben beschreibt Redfield (2005) als Kern von medizinischem Humanitarismus. Dieses Konzept greift auch Fassin in seinem Kapitel zu den Ungleichheiten des Lebens auf (vgl. Fassin 2010, S. 242). Anhand dieses Kapitels und des Artikels „Which lives are worth saving? Biolegitimacy and harm reduction during Covid-19“ von Larocque and Foth soll in diesem Text das oben eingeführte Beispiel der Kälterettung von obdachlosen Menschen mit Fassins Konzept der *politics of life* (Fassin 2010, S. 239) in Verbindung gebracht werden. Dabei wird sowohl auf die politischen als

auch auf die sozialen Dimensionen der medizinisch-humanitären Versorgung eingegangen.

2. Politics of life

In seinem Buch *In the Name of Humanity - The Government of Threat and Care* befasst sich Fassin mit dem Humanitarismus und dessen moralischen Dilemmata. Dabei geht er davon aus, dass Humanitarismus auf den Ungleichheiten und Hierarchien des Lebens gründet (vgl. Fassin 2010, S. 239). Diese zeigen sich – wenn auch nicht immer offensichtlich – in den „*politics of life*“ (Fassin 2010, S. 239). Darunter versteht Fassin „die Werte und Bedeutungen, die einem Leben zugeschrieben werden“ (Fassin 2010, S. 239, eigene Übersetzung). Als eine politische Dimension nennt Fassin die Tatsache, dass es eine Ungleichheit und eine damit verbundene Hierarchie zwischen verschiedenen Leben gibt (vgl. Fassin 2010, S. 255). Diese Hierarchien greifen auch Larocque und Foth auf und betonen darüber hinaus, dass die Covid-19 Pandemie nicht nur gezeigt hat, dass es diese Hierarchien gibt, sondern auch, wie diese im humanitären bzw. medizinischen Kontexten wirken: „Some are able to safeguard their relatively comfortable quality of life, which is necessarily on the back of those who can be sacrificed“ (Larocque und Foth 2021, S. 2).

Für Larocque und Foth spielt hier die sich gewandelte Rolle des Begriffs Leben eine Rolle: War das Leben an sich – also der „bare fact of being alive“ (Larocque und Foth 2021, S. 2) – ursprünglich ein absoluter Wert, entwickelte sich das Leben ab dem 19. Jahrhundert hin zu einem monetären Wert; das Leben wurde zu einem relativen Wert, der in Abhängigkeit von der Gesundheit des jeweiligen Menschen abgeleitet wird (Larocque und Foth 2021, S. 2 f.). Für die Autor*innenschaft geht aus dieser Entwicklung in Anlehnung an Fassin die Unterscheidung zwischen *life as such* und *life itself* hervor (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 3). Bei dem Ersten handelt es sich um das soziale und politische Leben, letzterer beschränkt sich auf das rein physische und biologische Leben eines Menschen (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 2 f.). Diese Unterscheidung steht in direkter Verbindung zu Gruppen, die innerhalb der Gesellschaft als prekär und verletzlich angesehen werden, da diesen ein geringerer relativer Wert zugeschrieben wird und sie somit entbehrlich für den monetären Fortschritt einer Gesellschaft sind (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 2):

Sie werden auf ihr *life itself* reduziert. Dieses wird bei Fassin unter Rückbezug auf Agamben als *bare life*, also ein Leben ohne politische oder soziale Dimensionen bezeichnet (vgl. Fassin 2010, S. 244).

Diese Reduzierung auf das *life itself* wird jedoch nicht nur im Alltag erzeugt, sondern auch bei humanitären Hilfsprojekten. In der Petition, die die Unterbringung von obdachlosen Menschen in pandemiebedingt leerstehenden Hotels fordert, lässt sich folgendes erkennen: Im Text dieser Petition findet sich eine klare Trennung zwischen „wir“ und „denen, die kein Zuhause haben“ (Internationale Netzwerk Der Straßenzeitungen 2021). Daran lässt sich eine politische Dimension zeigen: Den Menschen ohne Zuhause wird in der gewählten Politik wenig Beachtung geschenkt, weswegen die Aktion durch Bürger*innen mit dem Mittel einer Petition ins Leben gerufen werden muss. Der Fokus der Politik liegt auf den Menschen, die aktiv an der Wirtschaft mitarbeiten (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 1 f.).

Eine weitere politische Dimension von humanitärer Care wird an den drei „Säulen“ humanitärer Hilfe von Fassin deutlich: Für den Autor muss unterschieden werden, ob Leben gerettet, Leben geopfert oder ob Leben erzählt werden (vgl. Fassin 2010, S. 255). Im Petitions-Beispiel wird deutlich, dass Leben gerettet werden sollen; dabei stehen die eigenen Leben in keiner direkten Gefahr, somit wird das Leben der Helfenden nicht gefährdet und noch weniger geopfert. Eine erste Ungleichheit wird (re-)produziert. Eine weitere Ungleichheit findet sich in der dritten Säule von Fassin wieder: Leben erzählen. Wie vorangehend angeführt, besteht innerhalb der Petition eine klare Trennung zwischen Helfenden und zu Rettenden. Das Leben, welches gerettet werden soll, wird von den Helfenden erzählt – nicht von denen, deren Leben in direkter Gefahr stehen. Daraus folgt die Unterscheidung zwischen Leben, über die aus der Ich Perspektive berichtet wird, und Leben, über die von anderen berichtet wird (vgl. Fassin 2010, S. 253). Aus dieser Unterscheidung folgt für Fassin, dass das Narrativ nicht von den „Leidenden“ selbst geschaffen wird, sondern von den „Rettenden“ (vgl. Fassin 2010, S. 253 f.). In dieser Konstruktion des Leidens liegt nicht nur die politische Dimension der Instrumentalisierung: Auf sozialer Ebene wirkt die Konstruktion des Leidens von oben auf die obdachlosen Menschen. Menschen, die nicht in derselben Situation sind, prägt diese Konstruktion insofern,

dass auch Menschen in ihrem Alltag obdachlose Menschen auf ein „*life itself*“ reduzieren.

Fassin spricht in diesem Kontext auch davon, dass man den auf ihr *life itself* reduzierten Menschen wieder zu einen *life as such* helfen kann, wenn man ihr Leben „from biology to biography“ (Fassin 2010, S. 252) bringt. Dies wird im Beispiel der Petition zur Rettung vor dem Kältetod obdachloser Menschen nicht vollzogen. Die mitschwingenden *politics of life* in diesem Beispiel ist hierbei eine Reduktion auf das *life itself*.

Das Beispiel der Petition zeigt eines explizit: Nicht nur Laien mit einer guten Absicht (re)produzieren Hierarchien in der Welt der humanitären Hilfe, sondern auch Menschen und Vereine, deren Hauptaufgabe die Arbeit mit den Menschen selbst ist. Die Petition wurde hierbei nicht von Laien ins Leben gerufen, sondern von einem Aktionsbündnis, welches sich aus vielen sogenannten Straßenzeitungen zusammensetzt; unter dem Namen „Die deutschen Straßenzeitungen im International Network of Streetpapers“ veröffentlichen sie diese Petition, mit der sie nicht nur Hierarchien reproduzieren, sondern auch die Rettung vor dem Kältetod als oberste Priorität ansehen und somit das Leben der Gefährdeten auf ein *life itself* reduzieren.¹

Dieses Problem greifen auch Larocque und Foth auf und zeigen anhand des Beispiels von „people who use drugs“ (PWUDs), dass die Helfenden das Leiden der Menschen nutzen, um politisch etwas zu erreichen, dabei aber nicht gegen das hierarchisierende System vorgehen, sondern nur noch das direkte Leiden der *PWUDs* adressieren (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 2 & 6 f.). Für die Autor*innenschaft wird damit einhergehend eine radikale Veränderung der im Fokus stehenden Leben von Anfang an ausgeschlossen (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 2). Das humanitäre Leitziel – das Retten von Leben – reduziert somit das Leben auf *life itself* und produziert eine Ungleichheit von Wertungen unterschiedlicher Leben (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 4).

¹ An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass einige der Akteure aus dem Straßenmagazin-Netzwerk sehr wohl in kleinerem Kreis dem Leben der obdachlosen Menschen Raum geben. So erzählt beispielsweise „Rainer“ im Hinz&Kunzt-Magazin, wie er durch einzelne Schicksalsschläge in das obdachlose Leben reingerutscht ist (vgl. Müller 2020).

Der Blick auf die humanitäre Hilfsaktion „Öffnet die Hotels für Obdachlose“ zeigt einerseits das Problem der Reduktion auf das *life itself*, andererseits rückt auch eine weitere sozialpolitische Dimension in den Vordergrund: Die Petition hat Stand 17.11.2021, also nach einem knappen Jahr 121.316 Unterzeichnende (vgl. Internationale Netzwerk Der Straßenzeitungen 2021). Bis zu 250 obdachlose Menschen wurden in Hamburg im Winter 2020 in Hotels untergebracht (vgl. Müller 2020); in Düsseldorf wurden 200 in Hotels untergebracht, in Berlin wurden Zimmer in 3 Hotels angemietet und die Notunterkunftskapazität somit auf 1000 coronakonforme Betten erweitert (vgl. Zdf-Onlineredaktion 2020). Die Petition hat vor allem eines geschafft: Sie hat der humanitären Katastrophe des Kältetods Aufmerksamkeit verschafft. Die Petition hat sich an die Politik, genauer die Ministerpräsident*innen und Bürgermeister*innen der Bundesrepublik gerichtet. Werden die einzelnen erfolgreichen Umsetzungen betrachtet, zeigt sich, dass diese dem Thema trotz der Reichweite der Petition wenig Beachtung schenkten (vgl. Müller 2020; Zdf-Onlineredaktion 2020). Nicht die Sozialbehörden der Städte sondern vor allem die NGOs der jeweiligen Städte, wie die Vereine der Straßenmagazine, Vereine wie die Caritas oder Diakonie nahmen die Projekte in Eigenkoordination selbst in die Hand (vgl. Müller 2020). Doch auch einzelne Städte stockten ihr Notunterkunftskontingent mit Hotelzimmern auf, da in ihren eigentlichen Notunterkünften durch Hygienebeschränkungen der Platz knapp wurde (vgl. Zdf-Onlineredaktion 2020). Vor allem die NGOs stellten dabei weit mehr als nur die Notunterkunft. Sie regten die Gäste an, sich medizinisch untersuchen zu lassen, sich mit Sozialarbeiter*innen auseinanderzusetzen und versuchten ihnen, einen Weg aus der Wohnungslosigkeit aufzuzeigen (vgl. Migut und Fromme 2020). Beispiele wie die des Strassenblues e.V. und des Hinz&Kunzt-Strassenmagazin zeigen auf, dass es durchaus humanitäre Organisationen gab, die versuchen nicht nur eine *politics of life* zu verfolgen (vgl. Migut und Fromme 2020; Müller 2020). Sie kombinieren die Ansätze des reinen Lebenrettens und geben zeitgleich den obdachlosen Menschen, eine Plattform für sich selbst zu sprechen und somit ihr Leben zu dokumentieren. Fassin greift in diesem Zug Hannah Arendt auf und sagt, dass es genau diese Dokumentation, also das Erzählen von Leben ist, die den Übergang von *life itself* zu *life as such* bildet

(vgl. Fassin 2010, S. 252). Durch diese Dokumentation, und vor allem die Selbstdokumentation und das Erzählen der obdachlosen Menschen selbst, stoppt die Bewertung ihres Lebens und die Reduktion auf ihr *life itself*. Für Fassin ist es die Auseinandersetzung und die Dokumentation des Leben, die den Menschen selbst, aber auch anderen Menschen, wieder politisches gibt und somit zu einem *life as such* wird (vgl. Fassin 2010, S. 252 f.).

3. #hotelsforhomeless – und im Sommer?

Bei der Petition und ihrer Reichweite lässt sich ein weiteres Problem dieser erkennen: Die Anteilnahme vieler Menschen war groß, als die Extremsituation des Winters anstand. Die Petition bekam viel Resonanz. Das lag sicherlich auch an der Darstellung der Petition: Durch die soziale Trennung von „wir“ und „denen“, durch die mitwirkende Reduktion der Leben der obdachlosen Menschen auf ihr *life itself*, wurde eine große Reichweite erzielt, nicht jedoch eine nachhaltige Bewusstseinsveränderung des Problems. Dass das Leben auf der Straße nicht nur im Winter – auch wenn es in dieser Jahreszeit durch die Wetterbedingungen besonders gefährlich ist – lebensbedrohlich ist, wird in der breiten Bevölkerung nicht angekommen sein.

Larocque und Foth sehen genau hierin das Problem: Die Reduktion auf das biologische Leben – also *life itself* – kann zwar zu Verbesserungen der Gesundheit beziehungsweise zum Retten einzelner Leben führen, es ändert jedoch nichts am Status Quo des Problems (vgl. Larocque und Foth 2021, S. 7). Dafür müsste das Problem der Wohnungslosigkeit von der Politik in die Hand genommen werden und das Leben der obdachlosen Menschen anders bewertet werden. Denn wie Larocque und Foth passend zusammenfassen: „[...] the worth of life is a political question“ (Larocque und Foth 2021, S. 8).

Literaturverzeichnis

- Fassin, Didier. 2010. Inequality of Lives, Hierarchies of Humanity - Moral Commitments and Ethical Dilemmas of Humanitarianism. In: In the Name of Humanity - The Government of Threat and Care, Hrsg. Ilana Feldmann und Miriam Ticktin, 238-255. Durham & London: Duke University Press.
- Hager, Patrick. 2018. Kältebus: Was ist das? Einfach erklärt. https://praxistipps.focus.de/kaeltebus-was-ist-das-einfach-erklart_99898 (15.11.2021).
- Internationale Netzwerk Der Straßenzeitungen. 2021. Gegen das Sterben auf der Straße: Öffnet jetzt die Hotels für die Obdachlose! https://www.change.org/p/ministerpr%C3%A4sidentinnen-und-regierenden-b%C3%BCrgermeister-der-bundesl%C3%A4nder-gegen-sterben-auf-der-stra%C3%9Fen-%C3%B6ffnet-jetzt-die-hotels-f%C3%BCr-obdachlose?utm_source=share_petition&utm_medium=custom_url&recruited_by_id=7f74bd60-5a51-11eb-8bc6-73ec239a1b22 (12.11.2021).
- Larocque, Catherine und Thomas Foth. 2021. Which lives are worth saving? Biologitimacy and harm reduction during Covid-19. Nursing Inquiry.
- Migut, Nikolas und Pascal Fromme. 2020. Jedem Obdachlosen ein Hotelzimmer, um Leben zu retten! #hotelsforhomeless. <http://strassenblues.de/page/hotelsforhomeless/> (18.11.2021).
- Müller, Birgit. 2020. Ein bisschen wie bei Freunden. <https://www.hinzundkuntz.de/ein-bisschen-wie-bei-freunden/> (18.11.2021).
- Redfield, Peter. 2005. Doctors, Borders, and Life in Crisis. Ethnographies of the Biopolitical 20: 328-361.
- Walther, Tessa Clara und Philipp Reichert. 2021. Ein Hotelzimmer für Obdachlose. <https://www.dw.com/de/ein-hotelzimmer-f%C3%BCr-obdachlose/l-56617428> (12.11.2021).
- Zdf-Onlineredaktion. 2020. Corona-Schutzmaßnahmen im Winter - Städte mieten Hotels für Obdachlose an. <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/coronavirus-wohnungslose-schutzmassnahmen-100.html> (18.11.2021).

Max Wagner

The Criminal Outsider

Howard S. Becker's deviant career model on Portugal's drug decriminalization: Labeling Theory revisited

Zum Autor

Ich bin Max Wagner, 26 Jahre alt und Bachelorstudent an der Universität Konstanz. Seit dem WiSe 2017 studiere ich Soziologie mit Nebenfach Politik in Konstanz und habe letztes Semester meine Bachelorarbeit zu den Strategien der deutschen Klimaschutzbewegungen eingereicht. Ich bin seit mehr als zwei Jahren bei Prof. Boris Holzer im Lehrstuhl Allgemeine Soziologie und Makrosoziologie angestellt. Meine derzeitigen Studienschwerpunkte und Interessen umfassen: Soziale Bewegungen; Klimawandel, Devianz und Politische Soziologie. Mein Auslandssemester (2019/20) in Utrecht (NL), gab mir außerdem interessante Einblicke in das Feld der Kriminalsoziologie, deviantem Verhalten und der Erforschung von Jugendkultur.

Kontakt: max.wagner@uni-konstanz.de

Abstract

Die vorliegende Arbeit soll zeigen, wie die Verschiebung der öffentlichen Moralvorstellungen über Drogenkonsum von einer kriminellen Straftat hin zu einem sozialen Gesundheitsproblem dazu führen können, dass weniger Menschen gezwungen werden schädliche deviante Karrierepfade zu verfolgen. Um diese Aussage zu erläutern, wird auf der Grundlage von Howard Beckers (1968) Verständnis von abweichendem Verhalten und seiner Idee eines „deviant career“-Modells theoretisch dargestellt, wie eine Entkriminalisierung die Karriere eines (potenziellen) Heroinkonsumenten verändern könnte. Im letzten Teil der Arbeit wird zudem ein Fokus auf Cannabiskonsum gelegt, welcher in Portugal, im Gegensatz zu allem anderen illegalen Drogenkonsum, eher gestiegen anstatt gesunken ist. Um diese Anomalie besser verstehen zu können, schlägt der Autor eine Analyse aus der Perspektive der Deviants selbst vor. Es zeigt sich sowohl in der Theorie als auch in öffentlichen Daten der EMCDDA (European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction), dass Portugals Strategie größtenteils erfolgreich ist. Die Arbeit macht deutlich wie wichtig eine Entkriminalisierung der Drogenpolitik für die Gesundheit hilfsbedürftiger Individuen aber auch für die Gesellschaft als Ganzes ist.

1. Introduction

Common sense conceptions about drug use tell us that when drug abusing behavior occurs, meaning the use of illicit drugs without a medical prescription, it needs to be sanctioned to stop and prevent it from happening. This should lead to fewer people taking drugs as well as minimize the rate of new drug users. However, these conceptions might be outdated, as a different strategy of addressing drug use has been showing contradictory results. In Portugal, drug use was decriminalized in 2001, without exceptions, and despite the fear of creating a drug Utopia, drug related problems and the usage of the alarming rates of heroin use as well as other drugs decreased significantly. My proposition is that shifting the public moral conceptions of drug use from a criminal matter towards a health issue leads to lesser people being forced to pursue possibly harmful deviant careers. To explain this statement, I will theoretically elaborate how decriminalization might have changed the career of a potential heroin user based on Howard Becker's (1968) understanding of deviancy. At the end of the paper however, I will initiate a discussion on how this generalized shift does not seem to work for all kinds of illicit labeled drugs, using the example of cannabis use and explaining possible reasons for this contradictory phenomenon.

First, a brief elaboration of the changes in the Portuguese drug laws. As stated, the main change resolves around drug use and minor possession being an administrative offense instead of a criminal one. However, this was not the outcome of a random and immediate change of heart but rather the reaction to a public health crisis and a reflection of over two decades of studying and debating drug use and possible laws (cf. EMCDDA 2011, p.10f.).

It guides public policies in the areas of international cooperation, prevention, treatment, harm reduction, social reintegration, supply control and demand reduction of illicit drugs (as defined in the UN conventions) and is organised in eight general principles, six objectives and 13 strategic options. (Moreira/Trigueiros/Antunes 2007, p.15)

When an individual is caught using or being in minor possession (less than 10 days of supply) of drugs, they will, depending on the severity and circumstances of the offense, be sent to a local Commission for Dissuasion of Drug Addiction (CDDA). This Commission usually consists of a medical professional, a social worker and a

legal expert. Instead of focusing on sanctions, they try to evaluate if there is a need for treatment and act based on the individual situation. Drug trafficking remains a criminal offense but is treated less severely for individuals if the only reason is to finance their own consumption (cf. EMCDDA 2019, p.5).

2. Theoretical Concept

To explain my proposition, I will first analyze Becker's understanding of a deviant career, visualized in 5 possible steps, each of them having different consequences and possibilities for the individual. Becker does not refer exclusively to drug use in his book, but rather cites it as one example among others such as homosexuality and being a musician or an artist.

2.1 The deviant career model

Every deviant begins their career with the "commission of a non-conforming act". This act, especially on the topic of drug use, can either be intentional or unintentional (Becker 1963, p. 25f.). Even though I will focus on the intentional first use, it needs to be mentioned that, when discussing highly addictive substances such as heroin, legal distribution has been associated with the development of opioid crises, one example being the lawsuit against Purdue Pharma in the USA in 2019 (The Guardian 2019). This can lead to a substantial number of 'unintentional deviancy' with mostly the same consequences as the intentional one. Apart from this, it should not be assumed that simply those commit a deviant act are the only ones who had a thought about doing so (cf. Becker 1963, p.26f.). During their lives, many people get to a point where they have the impulse to commit a deviant act but restrain themselves from giving in. Why do some follow these deviant impulses and others do not? The common answer seems quite logical, because most people in our society are bound to "a series of progressively increasing commitments to conventional norms and institutions" (Becker 1963, p. 27). By weighing these possible consequences against the satisfaction or pleasure of the act itself, most people tend to not commit after evaluating. But it doesn't seem to be so easy. Taken the question of "why" aside and given the fact that there is still a substantial number of deviants in every society, it seems necessary to understand 'how' someone can either live or

deal with said consequences. Becker (cf. 1963, p. 28) states two possible scenarios. First comes the person who has no or minor strings attached to conventional society. Second and more common is the one who acquires different techniques to neutralize or lessen the pressure of conventional norms. Examples would be defending a deviant act as morally correct if no harm was done, branding the law or the norm-conforming society as condemners who are either hypocrites or unjustified accusers, or ultimately defining the norms of another group, like a gang, as more important than the ones of conventional society (cf. Becker 1963, p. 28f.).

After an individual has committed such a non-conforming act for the first time, they can either stop or continue the activity. I will not focus on the acts of one-time-tries of deviancy, but rather on the continuous user. First, to become such a user, it seems very important to learn deviant motives and behaviors and to perceive the activity as pleasurable. Therefore, the process of learning to perceive the effects as positive is mostly a social one, says Becker (cf. Becker 1963, p. 30). A comparable example, regarding drug use, would be to learn how to feel pleasure from alcoholic intoxication. Under regular circumstances not many people would view loss of balance or controlled speech as something pleasurable. So, there is a need to perceive certain effects as less problematic and others as positive, such as losing fear of social interaction for example. Without these changes in one's mind, the use will most likely not continue. It should be noted that this does not yet take the addictive effects into account, which will be addressed later. The mentioned change and the circumstance that deviant behavior is mostly seen as negative by society, forces the individual to change their attitude if they want to continue their use regularly and not suffer the consequences of social labeling. They either avoid contact with nonusers to minimize the risk of being caught or they learn to hide their deviancy "under the noses of nonusers", as Becker (1968, p. 68) states. Both options can be carried out in a simultaneous way, depending on the deviant behavior. In the following text, this will be referred to as *living two lives*. An example would be hiding one's homosexuality to avoid the potential loss of job, social status or in some cases even to avoid death or imprisonment.

At some point, however, there is a high chance for the deviant of being *publicly labeled*, which either means getting caught in a deviant act or exposing oneself

willingly (cf. Becker 1963, p. 31). This step seems to be crucial to define the further steps of the deviant career and will be central in understanding some of the most important changes happening to drug users in Portugal. It needs to be pointed out that

the degree to which an act will be treated as deviant depends also on who commits the act and who feels he has been harmed by it. Rules tend to be applied more to some persons than others. (Becker 1963, p. 12)

A popular example would be the discussion about differences in actions between a black and a white person in America getting caught taking drugs, or a well-established crew of businessmen getting drunk on the street compared to a group of homeless individuals doing the same. This shows that being labeled greatly depends on how other people view the violation and if they see the need to take action in the case. If they choose to do so, then “the most important consequence is a drastic change in the individual’s public identity”, states Becker (1963, p. 32). He also elaborates how, once the label has successfully been put on, the individual will be labeled with a so-called “master status-trait”, after Everett C. Hughes (1945, p. 357) definition. The severeness of this labeling depends on the deviant act and overrides any prior subordinate status (cf. Becker 1963, p. 33). This means that even if someone is a doctor or a businessman they will be seen, for example, as a drug addict rather than the other, given the circumstances of a society choosing to regard their actions as truly deviant and publicly labeling them in the process. This, however, only applies after a successful labeling.

That brings us to the next step of the career, which will be defined as *feedback loop*. Becker (cf. 1968, p. 34) states that, once classified, the deviant will be perceived as someone unable to conform to the norms of the conventional society and therefore considered a threat. Further they might even be regarded as potentially breaking more rules if times passes on. However, “treating a person as though [they] were generally rather than specifically deviant produces a self-fulfilling prophecy” (Becker 1963, p. 34). This does not mean that this person does not have a chance to break out of the cycle but it can make it very hard for the individual to live a normal life. So, in summary “the behavior is a consequence of the public reaction

to the deviance rather than a consequence of the inherent qualities of the deviant act” (Becker 1963, p. 35). Because of this, the individual will be forced to abnormal actions and thus potentially spiral further away from the conventional norms (cf. Becker 1963, p. 179).

In the last step the deviant individuals find themselves either already being part of or about to enter an “organized deviant group” (Becker 1963, p. 37). Although the reasons for this are various, sometimes it simply seems a necessity to continuing the activity. Also, the fact that at least their deviance is what they have in common “gives them a sense of common fate, of being in the same boat.” (Becker 1963, p. 38) This can lead to a complex subculture, with different ways of perceiving the world, various actions, and routine activities. It also strengthens the identity of the deviants. Becker states two major consequences for the deviant career. First, deviants in a group often seek to build a self-justifying rationale which acts as a foundation to explain or justify their behavior. This provides them with an ideologic reason to continue their actions and lessens the strength of conventional norms. The second consequence is the know-how which an individual gets when entering a group. Many problems regarding the deviant activity itself or the way it is viewed by society already have been dealt with by other members, who often share their knowledge within the group. This helps the deviant to learn how to stay out of trouble and thus solidifies their continuation (cf. Becker 1963, p. 38ff.).

For better understanding the text will consistently name the five steps of the deviant career as follows: *first commission of a non-conforming act, living two lives, public labeling, feedback loop* and *organized deviant group*.

2.2 Primary and secondary factors of drug use

After defining these stepping stones, I propose one more distinction regarding drug use. In the context of this paper, it seems reasonable to not simply view drug use as a one-layered problem, but rather divide it by at least two factors. The idea of this two-way distinction stems from the concept of primary and secondary deviance introduced by Edwin Lemert (1951), but can and will not be used entirely similar, due to different definitions. The effects of drug usage on the individuals will thus be divided into primary and secondary factors.

On one hand, the *primary factors of drug use*, which describe any type of problem the individuals might face caused directly by the nature of the drug itself. This includes losing a job because of the inability to perform the required task due to the effects of the drug. It also includes direct health issues from using a substance, as well as the potential long term physical and/or psychological problems, if they are solely caused by the drug. On the other hand, *secondary factors of drug use* are describing every problem the drug users might face based on the moral conceptions of the society they are living in. This includes stigmatization, labeling and risks of contamination of the drug or it's way of using it due to criminalization. As a reminder, Becker (1963, p. 179) states that "the way labelling places the actor in circumstances which make it harder for him to continue the normal routines of everyday life and thus provoke him to 'abnormal' actions." This directly applies to the concept of the *feedback loop* but could also, in the case of drug use, happens before any public labeling has taken place.

This is clearly a very broad simplification; however, it serves a good understanding of the evaluation drug users themselves might consider when thinking about using a drug. Additionally, this definition is surely expandable, but considering the length of this paper, rather sufficient.

3. Deviant career of the heroin user with criminalization

Many countries view illicit drug-use as a criminal matter and try to control the behavior by enforcing rules upon the possession and use of drugs, which will be sanctioned when broken. The initial thought behind most of these laws is to protect

society and to stop or prevent the individual from engaging in this behavior. However, deviants still find a way to overcome these controls, usually by further separating from the social norm. This might not only weaken the sought control but can lead to the deviant being forced to pursue harmful steps in their career which are not so much an issue of the primary, but rather of the secondary factors of drug use. So how exactly might these moral conceptions do more harm than good to society? Let us imagine a kind of society which criminalizes drug use and follow the career of the heroin using deviant. Therefore, we will use Becker's deviant career model as defined in the chapters above.

Due to historical and present conceptions, heroin use is labeled as a criminal matter and considered a risk behavior. Before engaging in its use, the individual needs to overcome the common moral conceptions to begin the *commission of a non-conforming act*. First, because of its criminal character, not many resources are invested in education about its use and effects which might leave the individual unaware of specific primary risk factors and mostly reliant on other sources. In the case of heroin, research in the field of opiates has a long history in medical science, but the general interest in educating society beyond this point seems rather low. As mentioned in the previous chapter, the risk of unintentional use is very present and may leave the individual spiraling down the same path, being exposed to similar consequences. If the use is intentional however, deviants get the substance through other people or groups who either provide the drug or at least have connections to a supplier. These sources operate on an illegal market and have neither control over the dosage of the drug nor how clean it is, which in the case of heroin may already lead to significant damage or death. In addition to this, using unclean needles often poses a risk of infections and spreads diseases, such as HIV or Hepatitis C. In addition, contact to other harmful substances is much easier because dealers often provide more than one drug. Taken these threats aside, simply getting caught in the possession of the drug poses the risk of incarceration and immediate criminal labeling in many countries (cf. EMCDDA 2019, p. 5, graph).

However, if the use did not get detected and the deviants choose, willingly or unwillingly, to continue, they need to advance to the step of *living two lives*. Any non-user who finds out about the drug use, poses a risk for the user, which often

leads to moving away from such social connections. This could be family, friends, or co-workers. The fear of losing one's job or social connections not only produces stress for the individual but might also lead them to more commonly engaging in activities with other, non-judging users. Up until this point rarely anyone knows of the use, the so-called secret deviants, which most drug users are, successfully kept their behavior hidden and changed their conceptions of morality. If, however, they come to the conclusion that they want to stop the use, which could be due to various reasons such as spending a lot of money on the drug, health problems or realizing self-perceived harmful behavior towards themselves or their surroundings (cf. Coleman/Vander Laenen 2012, p. 4f.), the threat of being labeled still persists. This fear alone keeps many users from entering treatment or seeking help.

Surely there is a chance that users can hide their habit completely, but it is likely that a heroin user at certain point undergoes some form of *public labeling*. If they get caught in possession or taking the drug, they will be regarded as a criminal and treated accordingly. The crucial problems are, in the case of a user and not a dealer, not only the formal sanctions but also the informal ones. As stated before, being classified with a master status or a specific deviant trait can lead to people generalizing their viewpoint of the person and thus automatically assume further criminal behavior (cf. Becker 1963, p. 33). This may lead to many severe consequences like the loss of job, further losing valuable personal connections or possibly being perceived as a weak-minded individual incapable of living peacefully in society. In any case, being publicly labeled does lead to a change in one's personal identity and becomes an important steppingstone for the connection with other deviants, who have had the same experience (cf. Becker 1963, p. 32). It needs to be said that even though some governments state that they understand addiction as a health problem and only want to ensure that dependent individuals are able to regain their 'freedom' (Drug Commissioner Germany, p. 8f.), perceiving any use as a criminal matter still assumes the drug users' intention of inflicting harm to society, and thereby creating distance instead of putting measures of help and healthcare up-front.

After the initial public labeling happened the actual long-lasting problems of the *feedback loop* come into effect. Obviously, a criminal record alone is already a significant problem when trying to find a job, get a loan, a suitable housing situation or many more everyday social activities. However, even without a court sentence, it is already enough to be labeled a criminal to face these kinds of problems. Simply the knowledge of the individual being a heroin user most likely lowers the respect and understanding of the surrounding non-users up to a point where the deviant feels forced to quit the participation or gets excluded anyways (cf. Becker 1963, p. 34). This also often leads to regrouping with other, less judging deviants, which in turn makes it easier as well as more accepted to continue the heroin use and creates further distance between the society and the individual. In addition, knowing the high price of the drug and the loss of a stable sources of income, the deviant most likely needs to resort to other, often illegal sources of income to continue his use (cf. Becker 1963, p. 34f.). In Portugal, shortly before the decriminalization and during the peak of the opioid crises, many heroin users reported “prostitution, begging, indicating parking spaces to car drivers in exchange for money (arrumadores) and robbery or theft” (EMCDDA 2000a, p. 29) as a necessary way of income due to their job loss. As Becker (1963, p. 35) puts it “the treatment of deviants denies them the ordinary means of carrying on the routines of everyday life open to most people.” That said, being unable to pursue a steady job because of the primary factors, especially in the case of heroin, cannot simply be forgotten, however this does not justify perceiving the overall behavior as intentionally criminal. If an addiction develops, even in the society with drug use criminalization, the option of treatment is often presented as available. However, first the realization of the need of treatment, then overcoming the urge to continue the behavior and finally knowingly putting the label on oneself, is an act many are either incapable to begin with, partly because of the strong addictive factor of the drug, or simply too afraid in fear of the consequences. Also, it is known that the quality of non-user connections, such as family and friends, often are very influential factors regarding use and addiction treatment (cf. Knight/Simpson 1996). If these are significantly weakened due to the deviant’s own behavior or the surrounding label then reconnecting becomes increasingly difficult.

In the last and final stage of the deviant career, the individual either joins or accepts that they are already part of a group of similar deviant users (cf. Becker 1963, p. 37f.). When heroin users join an *organized deviant group*, they will get better at hiding the activity and achieve improved knowledge of where to get supplies and needles, due to the shared know-how of the other group members. On top of this, the tactics of avoiding the police or advanced ways of getting money, including criminal activities, will also be shared. The further the users separate from conventional society the more difficult it will get for them to seek help. First, because at this point, they most likely lost the connection to non-users who potentially could help them to seek therapy and second because they have lost trust in the society partly due to their separate group ideology. Additionally, because knowledge is shared mostly among the members of the group and conventional viewpoints are often seen as false, it is very much possible that misinformation spreads or helpful conventional information gets disregarded as a matter of principle. In any case it gets increasingly difficult for the heroin users, especially after facing an addiction, to be part of the conventional society, even if they seek to do so. This in return strengthens the self-fulfilling prophecy after which they are labeled and makes the individual vulnerable to abnormal actions. To sum it up, the fear of the social consequences of being labeled and having developed a justifying rationale for your actions just add another inhibition to the already addictive factor of the drug and make the option of change increasingly unlikely. For the heroin user, this situation itself and any step that leads from there, should be considered as a harmful, but potentially preventable, career path.

4. Deviant career of the heroin user without criminalization

After discussing the potential deviant career path in a society with criminalization of drug use, we now arrive at the example of a decriminalized society. What exactly changes when the moral conceptions of drug use shift from a criminal matter towards a health issue like they did in Portugal since the year 2001?

One major problem of addressing drug use as a criminal matter is to perceive it, like any other criminal behavior, as a threat towards society rather than an issue in society. As stated in the previous chapter, heroin users often engage in harmful

behavior because they are somehow forced to. This does not apply for all cases but opens a different, more integrated approach to the subject. Loosening the mechanisms of control can make one think that it might become too easy and accepted to use drugs, which in turn must lead to bigger waves of drug usage and therefore more drug related crime and deaths. However, evidence shows opposite results, with one slight exception, which will be addressed later.

The factor of knowledge and education can play an important role in prevention and several new interventions are targeted to prevent the *first commission of a non-conforming act*. This change of laws also came with the funding of educational and health centered risk information measures (EMCDCCA 2019, p. 15), which can also be supported by the money the government saves in the sector of the criminal justice system. On top of that increased general research has been implemented towards the effects of drugs, sharing knowledge, or locating trends of drug use. Decriminalization has also made it possible to debate and reflect possible drug policies in a more open and well-researched manner (Hughes/Stevens 2007, p. 7). Especially for the heroin users, campaigns towards the prevention of infections have been launched, including providing clean needles, free of charge treatment for HIV/AIDS and Hepatitis B and C as well as raising awareness through advertisements and programs (EMCDCCA 2019, p. 17). All this may directly influence the perception of the potential heroin user. As pointed out above we further know the highly social aspect of deviant behavior, which means more knowledge about the risks might also lead to less acceptance in groups of the idea to use heroin in the first place. If a user gets caught with a small quantity of the drug (personal consumption), they do not have to fear incarceration or criminal labeling but rather get to talk about their use with the Commission for Dissuasion of Drug Addiction (CDDA), which then will evaluate the potential next step and provide help if treatment is needed. What also needs to be pointed out is a significant decline in drug related deaths over the last years, falling from 369 (95% opioids) in 1999 to 30 (75% opioids) in 2016 (EMCDDA 2000a, p. 27f.; EMCDDA 2019, p. 12ff.).

If the heroin users do not get caught and continue, they still enter the step of *living two lives*, usually because it has a negative label even without the risk of incarceration. In the decriminalized society with the social pressure is, at least in theory,

less high. That is because the topic of drug use and addiction is viewed as a problem of society rather than for society. Additionally, drug users are not seen as weak willed, impulsive, or uninformed individuals and ultimately because all of this enables users and addicts to reach out more easily to either close non-users or even institutions without the high risk to lose their conventional lives. Usually, these changes in moral and social conceptions take time and it still might be a bad idea to openly talk about one's heroin use and never expect some kind of judgement, but it is debatable if that should be the goal in this case anyways. What is important is the fact that if somebody feels the need to seek help from close people or gets caught using the substance that they will not have to fear their social lives being ripped apart but rather be perceived as somebody who needs and deserves that help. So instead of being forced to keep their use a secret, heroin addicts have an easier possibility to exit at this point already.

If they choose not to, it eventually comes to the next step, the *public labeling*. As mentioned already the severity of the label has changed in Portugal, which in turn weakens the possible threats of this career step. Basically, the stigmatization of the master status trait changes away from a rogue, potentially dangerous criminal towards a member of society in need of help. If the heroin users do not speak out about their use by themselves, they will often be caught using or in possession of the drug. If in possession of less than ten days' worth of supply they will be sent to the Commission, which evaluates the further steps in conclusion with the users, in the case of heroin mostly treatment. And this seems to have achieved the desired results, looking at the overall cases of estimated heroin use reduced by 75% since the start (cf. Clay 2018) and treatment entrants being roughly 3000 cases in 2007 compared to 1177 in 2017 (EMCDDA 2019, p. 11). This not only shows a decrease in consumption but also that it is possible for the former deviants to stop engaging in their harmful behavior and find a way to reconnect with conventional society. The negative labeling, as Becker proposes, is one of the crucial steps of the deviant's career, which changes one's public identity and connects them with other deviants (cf. 1963, p. 32). Consequently, the absence of this type of labeling seems to have a very positive effect on the avoidance of such risk behavior. It also seems to be more effective than imprisonment overall.

Judging from the data and this perspective, it should be less likely for the heroin user to get caught up in the following, harmful steps of this deviant career. However, because of the highly addictive factor of the substance individuals might still get caught up in a feedback loop but now they have many more possible ways to get out of their situation either by themselves or with the help of supportive, instead of judging, institutions without the fear of the secondary factors. The development towards an organized deviant group and the buildup of a separate ideology might also not be a major concern anymore, partly because heroin addicts might be able to perceive the negative primary factors and demands of the drug and in many cases seek treatment when offered. However, this needs to be investigated further to enable a more consistent answer. Important seems also the potentially less frequent buildup of a deviant connection due to the lack of punishing public labeling in the first place. Of course, not every situation is the same and it most likely will take some time until the overall moral conception of society adapted to these new perceptions. As mentioned, social change is a slow process, but because of the urgency of the raging opioid crisis and the realization of failing to address the problem correctly with conventional measures, this rather drastic change was possible in Portugal.

5. Discussion on cannabis use as an abnormality

As stated previously, Portugal's shift towards decriminalization seemed to be effective for preventing several harmful steps in the deviant's career and reduced many problems regarding drug use. However, there seems to be an abnormality, an *outsider* one might even say. Since 2001, the only illicit drug which did not follow the overall decreasing trend was cannabis (EMCDDA 2019, p. 7ff.). This interesting twist was suggested to be linked to various reasons such as: a general increase in use throughout Europe, an increase in use because it is viewed more acceptable, or simply because the cases of self-reported use happen more often due to the more accepted conceptions (Hughes/Stevens 2007, p. 5).

All these points may be significant parts of this development; however, I would like to propose a different perspective. By now, many qualitative studies have shown that

popularly misunderstood behaviors were found to be rational and normal when understood from the perspectives of drug users, and when 'situated' within the social contexts in which they occurred. (EMCDDA 2000b, p. 22)

So how may the perspective of a user be an insight to this phenomenon? First, it is known that certain deviant groups research their behavior and build ideologies around it (Becker 1963, p. 38). Cannabis use is a good example for a very detailed ideology, which aims to justify its use and stands against the conventional beliefs. The stronger those beliefs become, the less likely the possibility of desistance (Becker 1963, p.38f.). With that in mind, the theory of decriminalization with all its benefits and possibilities for easier treatment works very well for the deviant who seems in some way willing to change but previously was too afraid or just not capable of doing so. But what about the deviants who do not see themselves as behaving in an overly harmful or even wrong-doing manner? A study about the impact of self-perceived drug use in treatment patients found that "the way [...] which addicts see their own drug taking plays an important role in treatment and that full account should be taken of such attitudes." (Gossop/Eiser/Ward 1982, p. 194) It can be assumed that the importance of these perceptions persists even for non-addicted users and outside the reach of such institutions. The crucial difference between the two discussed drug users is, however, that consuming cannabis often will be seen as, and objectively is, less harmful than consuming heroin. This suggests that the knowledge about the primary factors of cannabis use will not hinder the individual as much, but maybe even strengthen their beliefs. As Becker states, there are several techniques influencing the strength of law-abiding values, one being centered around the potential harm of the delinquent act. Inflicting less harm to oneself or others results in less understanding of the law. Another important technique revolves around doubting the institution or people enforcing the law, which results in claiming them or it as hypocritical and unjustified (Becker 1963, p. 28f.). This perception could be based on the fact that research about cannabis use and its

effects has not only been inconsistent over the last decades but also seems to show the potential health risks as rather small compared to other substances, even legal ones such as nicotine and alcohol (Lachenmeier/Rehm 2015). Additionally, when comparing rates of cannabis use with those of dependence from estimates in Europe, for most cannabis users, their use is controlled and limited to short periods of time, not resulting in dependence or abuse (Schlossarek et al. 2015; Brodbeck et al. 2017; Von Sydow et al. 2001). These inconsistencies around the risk of the substance and national laws might lead to a tension in perceptions, in which the common cannabis users do not see their behavior as more harmful than other more accepted behaviors, but the public and the laws still do.

This elaboration does not mean that the use is completely harmless and should be freed from all boundaries. The risks of developing a cannabis dependence or long-term side effects are still present and especially linked to factors such as early onset in adolescence and risk individuals with preexisting psychopathological disorders (Radhakrishnan et al. 2014). Research also associated prolonged consumption of high-potency marijuana with a higher risk of developing psychiatric disorders compared to non-smoking individuals, but why or how this really happens often remains rather unclear (NIDA 2019). Judging the Portuguese numbers of treatment entries due to cannabis use during the year 2018, which have been around 1.120, it can be assumed that at least some people perceive their use as risk behavior and do enter treatment. However, compared to the 15-44-year-old cannabis using population (reported use in the year 2018) of roughly 250.000 (8%) this number seems comparatively small (estimated by data using EMCDDA 2019 and Portada 2019). That said, due to the unrestricted nature of the Portuguese Commission, it may also be very reasonable to assume that cases of cannabis use and minor possession will often not be guided towards treatment, but cases of heroin use almost always will. This might partially explain the low numbers but needs to be further analyzed to be considered a reliable factor.

Literaturverzeichnis

- Becker, Howard S. (1963): *Outsiders. Studies in the sociology of deviance.* New York: The Free Press.
- Brodbeck, J.; Matter, M.; Page, J.; Moggi, F. (2007): Motives for cannabis use as a moderator variable of distress among young adults. In: *Addictive Behaviors* 32(8), pp. 1537-1545.
- Clay, Rebecca A. (10/2018): How Portugal is solving its opioid problem. In: American Psychology Association. *Monitor on Psychology* 49(9).
- Coleman, Charlotte; Vander Laenen, Freya (2012): „Recovery Came First“: Desistance versus Recovery in the Criminal Careers of Drug-Using Offenders. In: *The Scientific World Journal* vol. 2012, pp. 1-9.
- Drug Commissioner of the Federal Government Germany (2012): *National Strategy on Drug and Addiction Policy.* Available at: <https://www.bundesdrogenbeauftragter.de/en/themen/national-strategy-on-drug-and-addiction-policy/>, pp. 1-70.
- EMCDDA (European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction) (2019): *Portugal Country Drug Report.* Luxembourg: Office for official publications of the European communities. Available at: https://www.emcdda.europa.eu/publications/country-drug-reports/2019/portugal_en, pp. 1-31.
- EMCDDA (European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction) (2011): *Drug Policy Profiles Portugal.* Luxembourg: Office for official publications of the European communities. Available at: https://www.emcdda.europa.eu/publications/drug-policy-profiles/portugal_en, pp. 1-28.
- EMCDDA (European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction) (2000a): *National Report 2000: Portugal.* Luxembourg: Office for official publications of the European communities. Available at: <https://www.emcdda.europa.eu/html.cfm/index34675EN.html>, pp. 1-109.
- EMCDDA (European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction) (2000b): *Understanding and responding to drug use: the role of qualitative research. Monographs, Issue 4.* Luxembourg: Office for official publications of the European communities. Available at: <https://www.emcdda.europa.eu/html.cfm/index34017EN.html>, pp. 1-358.
- Gossop, Michael; Eiser, J. Richard; Ward, Eric (1982): The addict's perception of their own drug-taking: implications for the treatment of drug dependence. In: *Addictive Behaviors* 7, pp. 189-194.
- Hughes, Caitlin; Stevens, Alex (2007): *The Effects of Decriminalization of Drug Use in Portugal.* The Beckley Foundation Drug Policy Programme, Briefing Paper Fourteen, pp. 1-10.
- Knight, Danica K.; Simpson, D. Dwayne (1996): Influences of Family and Friends on Client Progress During Drug Abuse Treatment. In: *Journal of Substance Abuse* 8 (5), pp. 417-429.
- Lachenmeier, D. W.; Rehm, J. (2015): Comparative risk assessment of alcohol, tobacco, cannabis and other illicit drugs using the margin of exposure approach. In: *Scientific reports* 5: 8126.

- Lemert, Edwin M. (1951): *Social Pathology*. New York: Mcgraw-Hill.
- Moreira, Maria; Trigueiros, Fatima; Antunes, Carla (2007): The evaluation of the Portuguese drug policy 1999-2004: the process and the impact on the new policy. In: *Drugs and Alcohol Today* 7, pp. 14-25.
- NIDA (National Institute on Drug Abuse) (2019): Is there a link between marihuana use and psychiatric disorders? In: *Research reports. Marihuana*. Available at: <https://www.drugabuse.gov/publications/research-reports/marijuana/there-link-between-marijuana-use-psychiatric-disorders>.
- Portada 2019: Resident population, annual average: total and by age group. Availabe at: <https://www.pordata.pt/en/Portugal/Resident+population++annual+average+total+and+by+age+group-10>.
- Radhakrishnan, R.; Wilkinson, S. T; D'Souza, D. C. (2014): Gone to Pot - A Review of the Association between Cannabis and Psychosis. In: *Frontiers in Psychiatry* 5(54).
- Schlossarek, S.; Kempkensteffen, J.; Reimer, J.; Verthein, U. (2015): Psychosocial Determinants of Cannabis Dependence: A Systematic Review of the Literature. In: *European Addiction Research* 22(3), pp. 131-144.
- Von Sydow, K.; Lieb, R.; Pfister, H.; Höfler, M.; Wittchen, H. U. (2002): What predicts incident use of cannabis and progression to abuse and dependence? A 4-year prospective examination of risk factors in a community sample of adolescents and young adults. In: *Drug and alcohol dependence* 68(1), pp. 49-64.
- Walters, Joanna (2019): OxyContin maker offers up to \$12bn to settle more than 2,000 opioid claims. *The Guardian*. New York: Guardian News & Media Limited. Available at: <https://www.theguardian.com/us-news/2019/aug/27/purdue-pharma-sackler-oxycontin-opioids-drugs>.

Internet based sources last checked 24.09.2022.

Moritz Schneider

Die zweite Krise der Repräsentation

Das Dilemma der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie

Zum Autor

Moritz Schneider hat seine Kindheit und Jugend in Konstanz verbracht und ist nach seinem Bachelor in Geographie an der Universität Innsbruck und der Lust auf Aktionismus im Gepäck an den See zurückgekehrt. Hier studiert er nun im Master Ethnologie und Soziologie und ist dort nach seinem Quereinstieg spätestens mit diesem theoretischen Beitrag vollends angekommen. Neben dem Studium hat er mit dem Kulturkiosk Schranke in Petershausen-West einen neuen Begegnungsort ins Quartiersleben gerufen. Um lokales Engagement und Wissenschaft zu verbinden, leitet er zusammen mit Rebecca Fox, Maika Brunn und Valentin Ricker die Schlüsselqualifikation Reallabor Kulturkiosk Schranke, welche im Wintersemester 2022/23 an der Universität Konstanz angeboten wurde.

Kontakt: moritz.schneider@uni-konstanz.de

Abstract

Der Beitrag argumentiert – wie schon der Titel verlauten lässt – dass die Disziplin Ethnologie in einer Krise der Selbst-Repräsentation steckt. Diese zweite Krise der Repräsentation zeigt sich in den marginalen Kenntnissen der Gesellschaft über anthropologische Praxis. Die Ursachen für diese Krise werden in der Arbeit anhand von zwei Aspekten erläutert. Zum einen sind die verschiedenen Bezeichnungen für die Disziplin sowie die im internationalen Kontext verwirrende Übersetzung von Ethnologie zu anthropology Grund zur allgemeinen Verwirrung. Zum anderen fehlt es an einem gemeinsamen Selbstverständnis für einen gemeinsamen kleinsten Nenner darüber, was Ethnologie, Sozial- und Kulturanthropologie oder Anthropologie im Kern ist. In der Arbeit werden die zentralen Aspekte der Entstehungsgeschichte der Disziplinsbezeichnungen rekonstruiert und ein entscheidender Unterschied auf-

gezeigt: Während sich die Ethnologie im Deutschen als eigenständige Disziplin parallel zur Anthropologie entwickelt hat, wurde sie im internationalen Kontext zu einem Teilbereich der Anthropologie und so unter diese subsumiert. Die disziplinterne Inkohärenz, die ich für die zweite Ursache der benannten Krise der Repräsentation erachte, zeige ich anhand eines Blog-Diskurses zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) zu Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) auf. Anschließend wird die Begriffskonstruktion der zweiten Krise der Repräsentation ausformuliert, welche abschließend in einem Plädoyer für den weiteren Weg zur Bewältigung der Krise mündet.

1. Einleitung

Diese Arbeit beginnt bei der neugierigen Suche nach einer Antwort auf die Frage, warum der englische Begriff *anthropology* ins Deutsche mit dem Begriff *Ethnologie* übersetzt wird. Von dieser Übersetzungsproblematik ausgehend, wird ein Dilemma der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie skizziert, welches zum einen die innerdisziplinäre Inkohärenz und zum anderen die daraus folgende Unvermittelbarkeit der Bedeutung und Tätigkeiten der Disziplin in die Öffentlichkeit sowie ihre Unsichtbarkeit in dieser umfasst. Die Übersetzungsproblematik und das damit einhergehende „Namenswirrwarr“ der Disziplinsbezeichnungen wird im Kapitel 2.1 mit Hilfe der Arbeit von Han F. Vermeulen (2015) dargestellt und aufgeschlüsselt. Daraufhin wird die innerdisziplinäre Inkohärenz anhand der Beiträge in dem Blog „What's in a name - Die Bedeutung der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde?“ weiter vertieft. Die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie war für viele disziplininterne Akademiker:innen eine weitreichende Entscheidung, im Positiven, wie im Negativen, wie in dem Blog „What's in a name?“ diskutiert wird. Dort sind Einblicke in die persönliche Betroffenheit und den emotional geführten Diskurs über Für und Wider dieser Entscheidung dokumentiert. Neben all dem zeigt die Umbenennung vor allen Dingen auch eins: Die Disziplin befindet sich in einem Prozess und wandelt sich – oder wie Tim Ingold es formuliert: „Anthropology will always be a discipline in the making“ (Ingold, 2018). Schließlich mündet das Dilemma aus Wirrwarr und Inkohärenz im Begriffsentwurf der zweiten Krise der Repräsentation, als gedankliche Fortsetzung des bestehenden Begriffs der „Krise der Repräsentation“, welche, vor allem gen Ende des 20. Jahrhunderts, kritische Fragen nach Möglichkeiten und Legitimation der Repräsentation „von Anderen“ aufgeworfen hat. Die zweite Krise der Repräsentation dreht diesen Fokus vom „Anderen“ zum „Selbst“, und stellt kritische Fragen nach den Möglichkeiten, der Relevanz und dem Potential der Repräsentation „des Selbst“. Das skizzierte Dilemma lässt sich als Teil dieser Krise der Selbst-Repräsentation verstehen und geht im Fazit, bei einem Versuch einen Ausweg und Lösungsansatz aufzuzeigen, in dieser auf.

Begrifflich ist das Namenschaos der Arbeit bereits dem Titel zu entnehmen. Anfänglich unklar, wie „die Disziplin“ im Fließtext bezeichnet werden soll, hat sich im Laufe der Arbeit eine Perspektive entwickelt, welche im Wandel der Bezeichnungen mit fortlaufender Seitenzahl widerspiegelt wird. Denn die namentliche Bezeichnung der Disziplin Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie ist letztendlich sowohl Ausgangspunkt dieser Arbeit als auch zentrales Element des Fazits und zieht sich somit als Prozess durch die Arbeit durch. Im Kern ist diese Arbeit ein Versuch, einen Beitrag zu leisten, auf dem Weg der Disziplin hin zu einem gemeinsamen kongruenten Selbstverständnis.

2. Dilemma

„Theorien der Ethnologie“ heißt das Seminar, für welches ich diese Arbeit schreibe. Gibt es so etwas wie die Ethnologie, wenn von Theorien der Ethnologie die Rede ist? Namen und Titel, Begriffe und Konzepte, kurzum, das Schaffen und Benennen von Kategorien sind fester Bestandteil der verbalen Kommunikation und darüber hinaus der intersubjektiven Aushandlung der Wirklichkeitswahrnehmungen. Ich nehme „die“ Ethnologie wie keine andere Person wahr, einzigartig anders, und zwar auf Basis meiner spezifischen subjektiven Begegnungen und Erfahrungen mit dem Begriff. Abstrakte Begriffe wie die Bezeichnung einer wissenschaftlichen Disziplin beinhalten dabei einen noch größeren Spielraum wie es konkrete Begriffe materieller Entitäten tun. Die Ethnologie ist ein Konstrukt, konstruiert von jenen Menschen, die den Begriff verwenden und ihr Verständnis dessen, was er darstellt, repräsentieren. In seiner detaillierten Ganzheit betrachtet ist das Gebilde der Ethnologie ungemein komplex, da im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte die wissenschaftliche Praxis unter diesem Begriff Unmengen an Material produziert hat. Eine Ethnologin ist dann eine Person, die sich in diesem Konstrukt orientieren kann und gleichzeitig an dessen Gestaltung teilnimmt. Noch verworrener wird es, wenn all die Verbindungen und Schnittmengen zu anderen Wissenschaftsbereichen hinzugezeichnet werden – die Ethnologie: Wo soll sie anfangen, wo hört sie auf?

Han F. Vermeulen (2015) gibt in seinem Buch zur Genealogie der Ethnographie und Ethnologie einen umfangreichen Einblick und präsentiert seinen Vorschlag

„wo die Disziplin anfangen soll“.¹ Dabei wird schon einleitend klar, dass es eine Frage der Perspektive ist, ob Ethnologie bereits in der Steinzeit mit der ersten Beobachtung und Kommentierung der Gepflogenheiten der Mithöhlenmenschen, also festgemacht an der Praxis beginnt oder mit der Gründung der ersten ethnologischen Gesellschaft, also festgemacht an der institutionellen Betitelung (vgl. Vermeulen, 2015: 3-4). Auch klar wird: Die Aushandlung eines common sense dessen, was Ethnologie ist, wird nicht ausschließlich von Ethnolog:innen und oder anderen Akademiker:innen bestimmt, sondern auch von der Gesamtgesellschaft und der Summe all der einzelnen Wahrnehmungen dieses Konstrukts. Wenngleich sich Ethnolog:innen selbst schwertun, sich auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner der eigenen Disziplin zu einigen, wie es aus den vielen verschiedenen Definitionen „der“ Ethnologie hervorgeht, ist das Dilemma der Ethnologie, welches ich in dieser Arbeit skizzieren möchte, vor allem die Unsichtbarkeit der Disziplin außerhalb der eigenen Reihen. Im deutschsprachigen Raum, so meine These, ist die inkonsistente Repräsentation „des Selbst“ der Disziplin, begonnen bei ihrem Namen, eine zentrale Ursache dafür.

Was daraus folgt ist – wenn Ethnolog:innen und Anthropolog:innen von „der“ Gesellschaft verstanden werden möchten in dem, was sie tun und warum dieses Tun eine Relevanz haben soll –, dass die Repräsentation und Kommunikation der disziplinspezifischen Praxis eine zentrale Aufgabe ist. Dieses Verstehen, diese Sichtbarkeit von Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie im Gros, ist eine Grundvoraussetzung für einen Beitrag der Disziplin zum besseren Verständnis und Verbesserung des menschlichen Lebens in lokalen als auch globalen Strukturen des Miteinanders. Denn nicht wenige Anthropolog:innen betonen die Relevanz der eigenen Disziplin im Kontext der globalen Herausforderungen für menschliches Leben auf diesem Planeten. So formuliert zum Beispiel Tim Ingold in seinem Buch „Anthropology: Why It Matters“ die Wichtigkeit der Anthropologie für die Zukunft wie folgt: „No other discipline is so pivotally positioned to bring to

¹ Han F. Vermeulen erläutert in seinem 400 Seiten starkem, dicht recherchiertem Buch sein Argument für die These, dass Ethnologie und Ethnographie dem Zeitalter der deutschen Aufklärung entspringen.

bear the weight of human experience, in every sphere of life, on the questions of how to forge a world fit for coming generations to inhabit“ (Ingold, 2018: 106).

Sollte dieses wertvolle Potential der Anthropologie, Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie tatsächlich innewohnen, dann argumentiert dieser Text, dass das „Namenswirrwarr“ im Deutschen, der Entfaltung dieses Potentials im Wege steht. Im Folgenden möchte ich einen Abriss des Dilemmas des Namenswirrwarrs der Disziplin geben. Dabei wähle ich den Begriff Dilemma, weil es mehr ist als ein Problem, welches der Bezeichnung der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie zu Grunde liegt. Es ist ein historisch gewachsenes, international verflochtenes, nicht ohne weiteres lösbares, von den eigenen Fachakteur:innen unterschiedlich bewertetes und aufgefasstes Problem der Bezeichnung der eigenen Wissenschaftsdisziplin und damit einhergehend ein Problem der Vermittelbarkeit, Kommunikation und Repräsentation der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie aus dem Elfenbeinturm raus, rein in die Öffentlichkeit. Basierend auf dem Namenswirrwarr mündet dieses Dilemma der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie in einer Krise der Selbst-Repräsentation, die zur Folge hat, dass die Selbstbewertung als gesellschaftsrelevante Disziplin getilgt wird von der Unkenntnis der breiten Allgemeinheit über die Praxis und Bedeutung der Anthropologie, Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie.

2.1 Namenswirrwarr der Disziplinbezeichnungen

Als ich vor zwei Jahren den Masterstudiengang Ethnologie und Soziologie an der Universität Konstanz begonnen habe, hatte ich wenig Kenntnisse über „die Ethnologie“ und keine konkreten Vorstellungen von deren wissenschaftlichen Praxis. Aus „der Geographie“ kommend hatte ich nie vor Ethnologie zu studieren – ich wusste ja gar nicht, mit was sich Ethnologie konkret beschäftigt – und dass ich hier gelandet bin, ist das Resultat von für mich glücklichen Umständen.²

² Die enge Verflechtung der Entstehungen der beiden Disziplinen Ethnologie und Geographie im deutschsprachigen Wissenschaftsraum ist mir erst durch die Recherche für diese Arbeit bewusst geworden.

Die ersten Texte, welche ich für das neue Studium gelesen habe, warfen schnell jene Frage auf, die den Samen für diese Arbeit gesät hat: Warum sprechen wir in unserem Studiengang von Ethnologie, wenngleich in der englischsprachigen Literatur, welche deutlich überwiegt, stets von anthropology die Rede ist? Die Antwort der Seminarleiterin, dass der deutsche Begriff Ethnologie synonym mit der englischsprachigen social and cultural anthropology zu verstehen ist, welches oftmals mit anthropology abgekürzt wird, stellte mich nur kurz zufrieden. Denn es gibt die englische Bezeichnung ethnology als Übersetzung von Ethnologie. Und durch die Antwort wird auch nicht erklärt, warum die vermeintlich selbe Disziplin einerseits den Wortstamm „ethnos“ übersetzt „Volk“ und andererseits den Wortstamm „anthropos“ übersetzt „der Mensch“ verwendet. Warum also sollte anthropology mit Ethnologie übersetzt werden, wenn Ethnologie bereits die Übersetzung von ethnology ist und es den Begriff Anthropologie ebenso im Deutschen gibt?³ Es folgten weitere Irritationsmomente wie die Begegnung mit Student:innen des Studiengangs Sozial- & Kulturanthropologie der Universität Tübingen in einem gemeinsamen Seminar, durch welches mir klar wurde, dass, bis auf spezifische Elemente der Curricula, wir dasselbe studieren – nur eben unter unterschiedlichen Titeln. Zu der Verwirrung der Übersetzung paart sich also auch eine innersprachliche Inkonsistenz in der Benennung der Disziplin Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie. Der folgende Abschnitt widmet sich dem Versuch, dieses Wirrwarr zu entknoten und einen Überblick über die Begriffe Ethnologie, Sozial- & Kulturanthropologie sowie anthropology zu geben.

Zu Herkunft und Genealogie des Begriffs Ethnologie wurden im Laufe der Zeit unterschiedliche Thesen publiziert. Der Wissenschaftshistoriker und Ethnologe Han F. Vermeulen erläutert in seinem einleitenden Kapitel zu Before Boas – The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment, dass Ethnologie als Begriff und respektive als eigenständige Disziplin im deutschsprachigen Raum im 18. Jahrhundert entstanden ist und sich von da aus verbreitet hat (siehe Vermeulen, 2015: 1-37). Die Entwicklung des Begriffs Ethnologie ist eng verflocht-

³ Exemplarisch für die Übersetzungsverwirrung ist, dass mein Masterstudiengang Ethnologie und Soziologie in Englisch den Titel „Master of Arts – Anthropology and Sociology“ trägt.

ten mit dem damals der Geographie zugehörigen Begriff der Völkerkunde, welcher bis eben im Jahr 2017 namensgebend für die Disziplinsbezeichnung der jetzigen Deutschen Gesellschaft für Sozial- & Kulturanthropologie war. Völkerkundler:innen, im Folgenden synonym zu verstehen als Ethnolog:innen bezeichnet, argumentiert Vermeulen, „were not concerned with „other“ people but with all peoples, both within and outside Europe, of all eras“ (Vermeulen, 2015: xiv). Ethnologie, führt er fort, „was a general (comparative) study of the world's peoples and nations [...]“ (Vermeulen, 2015: xv). Wenn Vermeulens Thesen über den historischen Verlauf „der Ethnologie“ zutreffen und sein Quellenverzeichnis wiegt schier unüberprüfbar schwer, dann lässt sich mit deren Hilfe eine mögliche Geschichte der Hintergründe des „Namenswirrwars“ und der „Übersetzungsverwirrung“ der deutschsprachigen Ethnologie in Bezug zur internationalen Disziplingeschichte rekonstruieren. Diese Rekonstruktion, welche ich hier skizzieren möchte, fokussiert sich dabei mehr auf die Entwicklung der Begriffsgeschichte als auf die Bedeutungen methodischer, gesellschaftlicher oder ideologischer Implikationen verschiedener anthropologischer Schulen, die sich hinter den Begriffsentwicklungen verbergen.

Der Begriff Anthropologie hat eine noch ältere Historie und die Disziplin Anthropologie wurde um die Ethnologie erweitert. Dabei ist der entscheidende Unterschied der deutschsprachigen Historie, dass sich die Ethnologie hier als eigenständige Disziplin, mit einer eigenen Tradition entwickelte. Im Unterschied zur französischen, britischen und US-amerikanischen Disziplingeschichte. Dort traf der Begriff der Ethnologie vom Deutschen aus kommend ohne eigene Tradition auf den bereits existierenden Begriff der Anthropologie und vermengte sich im Laufe der Zeit mit diesem. Im Deutschen existierten Anthropologie und Ethnologie parallel zueinander. Dabei wurde die Anthropologie damals in erster Linie als Naturwissenschaft mit einem Fokus auf die physischen Merkmale des Menschen aufgefasst und praktiziert. Vermeulen folgend stellte die Ethnologie hingegen eine Art „vergleichende Kulturwissenschaft“ dar. Die Ethnologie legte dabei, deutlicher als die Geographie, den Fokus auf die Menschen, beziehungsweise wie oben aus dem Englischen zitiert die „Völker und Nationen“. Mit eben jenem Fokus auf der Beschreibung von „Völkern“ (Ethnographie) und vergleichender Studien dieser (Ethnologie) verbreitete

sich der neue Disziplinsbegriff (vgl. Vermeulen, 2015: xv). Folgt man Vermeulens Erläuterung der Genealogie des Begriffs der Ethnologie nach Frankreich und England, dann entwickelten sich anthropologische und ethnologische institutionalisierte Gesellschaften dort parallel und konkurrierend zueinander.⁴ Der Begriff der Anthropologie setzte sich außerhalb des deutschsprachigen Raums insofern durch, als dass er als Bezeichnung einer übergeordneten Disziplin verwendet wurde, welche die Subdisziplin Ethnologie beinhaltet (vgl. Vermeulen, 2015: 6). Folgt man den Spuren der Ethnologie im internationalen Wissenschaftskontext weiter bis zu den heutigen Bezeichnungen, dann ging der englische Begriff *ethnology* in Amerika letztendlich im Begriff der *cultural anthropology* auf (Ingold, 2018: 75) – neben *aercheology*, *linguistics* und *physical anthropology* eines der vier Felder der US-amerikanischen Anthropologie. In England kristallisierte sich vor allem die *social anthropology* als Pendant zur deutschsprachigen Ethnologie als bedeutende Subdisziplin der Anthropologie heraus. Im Gang der Jahrzehnte haben sich bis heute alle möglichen „Anthropologien“ entwickelt: philosophische Anthropologie, visuelle Anthropologie, medizinische Anthropologie, historische Anthropologie, psychologische Anthropologie, forensische Anthropologie sowie die Sozialanthropologie und die Kulturanthropologie (vgl. Ingold, 2018: 54f.). Im Deutschen verlor der Begriff der Anthropologie durch diese – im wahrsten Sinn des Wortes – Vervielfachung die historisch bedingte rein physische Konnotation. Wobei es vor allem die US-amerikanische Kulturanthropologie (*cultural anthropology*) sowie die britische Sozialanthropologie (*social anthropology*) waren, welche die Entwicklungen des Konzepts und die Bedeutung der Disziplin Anthropologie im internationalen Kontext nachhaltig geprägt haben.

In Hinblick auf die US-amerikanische Kulturanthropologie sind vor allem als einer der Begründer Franz Boas und sein Schüler Clifford Geertz zu nennen. Mit Franz Boas entstand beispielsweise der Begriff der „Kulturbrille“ als Konzept eines Wahrnehmungsfilters jedes Menschen, konstituiert durch die „kulturelle Prägung“

⁴ Die ESL (Ethnological Society of London) gründete sich 1842 von welcher sich die ASL (Anthropological Society of London) 1862 abspaltete. In Frankreich gründete sich die Société d'Ethnographie im Jahr 1859 lediglich fünf Tage vor der Société d'Anthropologie de Paris (Vermeulen, 2015: 6f.).

(siehe Engelke, 2018: 31f.). Tim Ingold zitiert hinsichtlich seiner sozialanthropologischen Ausbildung vor allen Anderen Radcliffe-Brown, welcher ihm die Subdisziplin als einen Bereich der vergleichenden Soziologie mit einem Fokus auf primitiven Gesellschaften erläuterte (Ingold, 2018: 70). Mit einem Fokus der US-amerikanischen Kulturanthropologie auf epistemologischen Fragen nach Wissenstraditionen, Glaubenskonstruktionen und deren Weitergabe und einem Fokus der britischen Sozialanthropologie auf zwischenmenschlichen Beziehungen und der gesellschaftlichen Konstruktion des Soziallebens (Ingold, 2018: 75), nahmen, neben den Unterschieden, sowohl Kulturanthropolog:innen als auch Sozialanthropolog:innen die Erforschung von Kulturen und Sozialstrukturen „nativer“ – ehemals in der Literatur oft als „primitiv“ bezeichnete – „Völker“, „Gesellschaften“ ins Zentrum ihres Erkenntnisgewinns. Oder ohne Anführungszeichen: Sie setzten Menschengruppen ins Zentrum ihres wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns (vgl. Ingold, 2018: 70; Engelke, 2018: 32).

Tim Ingold formuliert in dem Kapitel „A Discipline Divided“ (Ingold, 2018: 52-78) einen historischen Abriss der angelsächsischen Anthropologie als Spaltungsprozess der naturwissenschaftlichen anthropologischen Ansätze von den humanwissenschaftlichen anthropologischen Ansätzen. In England begleitet durch die fortschreitende Vormachtstellung der social anthropology, gegenüber den dort benachbarten ursprünglich gleichgewichtigen Subdisziplinen physical anthropology und archaeology. Ebenso in Amerika, wo sich die in Bedeutung dominierende cultural anthropology gegenüber den dort benachbarten Subdisziplinen der bereits erwähnten vier Felder durchsetzte. In Ingolds Ausführungen zu dieser Trennung spielt die Zäsur der Menschheitsverbrechen des Zweiten Weltkrieges, mitunter auf Basis der in mit „der Anthropologie“ in Verstrickung stehenden sozial-evolutionistischen, rassistischen Theorien und Denkmustern eine gewichtige Rolle. Der in Folge dieser humanistischen Krise entstandene Humanismus kann als Treiber der Distanzierung von naturalistischen Ansätzen in sozialen Theorien verstanden werden.

Während in England die social anthropology und in den Vereinigten Staaten die cultural anthropology die innerdisziplinäre Trennung von naturwissenschaftlichen Ansätzen der Anthropologie hervorbrachten, war es in Deutschland die Ethnologie,

die sich als etablierte, historisch ohnehin schon von der physischen Anthropologie getrennte Disziplin, weiterentwickelte. Diese unterschiedlichen historischen Entwicklungen sowie Zusammenhänge und Verstrickungen der Disziplinsbegriffe stellen eine mögliche und wie ich argumentieren möchte, wenn auch verkürzt und vereinfacht, plausible Rekonstruktion dessen dar, warum die deutschsprachige Ethnologie synonym mit der im Englischen heute oft als social and cultural anthropology zusammengefasste Disziplin, welche in der Literatur schlicht meist als anthropology auftaucht, zu verstehen ist.

Der Begriff der Ethnologie integrierte sich vom deutschsprachigen aus kommend im englischen wissenschaftlichen Sprachgebrauch in die Disziplinentwicklung von social und cultural anthropology. Aufgrund der Dominanz, beziehungsweise größeren Relevanz, der Ansätze der Sozial- und Kulturanthropologie im internationalen Wissenschaftsgeschehen innerhalb der übergeordneten „Dachdisziplin“ Anthropologie mit ihrem drei Felder Ansatz in England (physical anthropology, archaeology, social anthropology (siehe Ingold, 2018: 70) und ihrem vier Felder Ansatz in den Vereinigten Staaten (physical anthropology, archaeology, linguistics, cultural anthropology (siehe Engelke, 2018: 4), entwickelte sich der Disziplinbegriff anthropology als Bezeichnung für das, was in Deutschland synonym zur social und cultural anthropology verstehend mit dem Disziplinbegriff Ethnologie betitelt wird.

Beziehungsweise wird und wurde, denn mit dem Aufkommen der Disziplinbezeichnung Sozial- & Kulturanthropologie in deutscher Sprache, oft als synonym zu verstehend mit Ethnologie, nähert sich „die Ethnologie“ dem vorrangig englischsprachig dominierten internationalen Wissenschaftskontext und somit dem Begriff anthropology an. Der folgende Abschnitt widmet sich einem etwas genaueren Blick der im Deutschen „neuen“ Disziplinbezeichnung, mit dem Fokus auf der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) und dem dazu entstandenen Diskurs anhand des Blogs der Universität Köln „What's in a name - Die Bedeutung der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde?“.

2.2 What's in a name – Die Umbenennung der DGV in DGSKA

„*What's in a name?*“ Das berühmte Zitat von Shakespeare aus *Romeo und Julia* nimmt Bezug auf die Austauschbarkeit und Ersetzbarkeit von Namen. Ein Name an sich ist ein Wort, ein Begriff, „Schall und Rauch“, nichts weiter, und doch sind Namen und Titel essenziell in unserer sozialen Welt. Im Kern organisieren Namensbegriffe von Dingen nichts Geringeres als unsere verbale zwischenmenschliche Kommunikation und damit einen der Grundbausteine sozialer Systeme. Um verbal kommunizieren zu können, benötigen wir kongruente Verständnisse davon, wovon wir sprechen, wenn wir etwas benennen. So werden wir selbst benannt und tragen einen Namen. Es geht um Identität, jenes Kernthema der Humanwissenschaften mit der übergeordneten Frage nach dem Selbst, der Konstruktion von Selbstverständnissen, der Konstruktion von Gemeinschaften und kollektiven Identitäten, von Zugehörigkeit und Orientierung, welches uns alle immer wieder beschäftigt: Wer bin ich?

Bin ich Ethnologe, wenn ich Ethnologie studiert habe? Was heißt das überhaupt, Ethnologe zu sein? Was heißt es für mich persönlich, was für Andere, für mein Umfeld, die Öffentlichkeit, den common sense und was bedeutet das respektive wiederum für mich? Wenn ich mich im Zuge der erlernten Konzepte und Genealogien sowie durch Einblicke in den Diskurs der Disziplinsbezeichnung als Anthropologe fühle, darf ich mich dann so bezeichnen, auch wenn mein Studiengang diese Bezeichnung nicht im Titel trägt? Eine Frage der Legitimation, welche in der Gesellschaft neben dem von Foucault beschriebenen Geflecht aus Macht und Wissen vor allem durch Institutionen vergeben wird. Die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) hat in dieser Frage etwas Gewicht in die Waagschale der Legitimation meiner Selbstbezeichnung als Anthropologe gelegt, wenngleich ich Ethnologie studiere. Es ist derselbe Grund, warum die Sprache des Diskurses in den Beiträgen des Blogs „*What's in a name?*“ so emotional klingt: Es geht um Identität, die der Wissenschaftler:innen, welche sich selbst als Ethnolog:innen oder Völkerkundler:innen bezeichnen, fühlen sich gegebenenfalls missverstanden, untergraben oder gar angegriffen. Sie erleben eine durch die Umbenennung induzierte Trennung

von der Sache, mit welcher sie sich identifizieren. Die Wissenschaftler:innen, welche sich als Sozial- und Kulturanthropolog:innen oder schlicht als Anthropolog:innen bezeichnen, sehen sich bestärkt, bestätigt und können sich als integrativen Bestandteil der aktuellen Dynamik identifizieren.

So treffen in dem Blog Vorwürfe der „Geschichtsverdrossenheit“ (Haller, 2018) auf Entgegnungen der „Geschichtsbesoffenheit“ (Widlok, 2018), Stimmen der Verzweiflung über den „segmentären Haufen“ der Disziplin (Lentz, 2018) auf die Einordnung der Umbenennung hin zu einer verbesserten „Kongruenz zwischen den epistemologisch-konzeptuellen Neuorientierungen unseres Fachs der letzten Jahrzehnte einerseits, und der Bezeichnung unserer Fachgesellschaft andererseits“ (Dilger, 2018). Für einen innerdisziplinären wissenschaftlichen Diskurs, der öffentlich einsehbar ist, fällt auf, dass der Ton mitunter scharf ist und es nicht an gegenseitigen Vorwürfen oder Anschuldigungen mangelt. Die Umbenennung scheint für einige Disziplinsträger:innen eine heiße Kiste zu sein (vgl. Bierschenk, 2018; Haller, 2018), während diese für andere lediglich den „natürlichen“ Gang der Dinge widerzuspiegeln scheint (Widlok, 2018; Rottenburg, 2018). Die Ersteren sehen die Gefahr, dass mit der Umbenennung etwas verloren gehen könnte, was nach ihnen einen essenziellen Bestandteil der Disziplin darstellt: „Die langandauernde Feldforschung in fremdkulturellen und fremdsprachlichen Kontexten als Basis einer quasi existentiellen Fremdheitserfahrung“ für welche ein „reflektierter Ethnos-Begriff immer noch geeigneter [scheint] als der der Anthropologie“ (Bierschenk, 2018). Der Unmut über die Umbenennung wird demnach von einer Sorge getragen, dass die „Besonderheit“, das was „die Ethnologie“ ausmacht, ad acta gelegt wird und eine „wissenschaftliche Profiländerung“ (Vermeulen, 2018) vonstattengeht. Wenn man Dieter Hallers Perspektive folgt, dass sich „Fachidentität“ vor allem daraus speist, was man konkret tut und nicht aus Bekenntnissen, dann kann die Umbenennung nicht Ursache für eine Profiländerung des Fachs sein, sondern lediglich die Folge. Demnach scheint es hier so, als wäre beides der Fall: Die Fachidentität kreiert und entwickelt sich durch das, was ihre Vertreter:innen tun und die Bezeichnung des Fachs gestaltet durch das Schaffen des übergeordneten Rahmens dieses „Tun“ mit. Identität speist sich aus der Praxis und aus dem Diskurs, denn wenn gleich ich mit meiner wissenschaftlichen Praxis meine „anthropologische Identität“

definiere, bin ich als Anthropologe davon geprägt, wie mich die Gesellschaft als solcher wahrnimmt und mir begegnet.

Richard Rottenburg beschreibt in seinem Blogbeitrag einen ähnlichen Prozess, welcher zur Umbenennung führt. Entwicklungen bis hin zu „tektonischen Verschiebungen“ einer Disziplin kommen „aus dem Inneren des Betriebs lange vor ihrem Durchbruch“ (Rottenburg, 2018). Mit einer Perspektive auf die Genealogie des Begriffs der Ethnologie steht am Anfang das erste Auftauchen des Begriffs an sich, eine erste Verwendung⁵, die mit Bedeutungszuschreibung durch die Autorin oder den Autor einhergeht.⁶ Über die institutionalisierte Festigung der Bezeichnung der Disziplin entsteht eine disziplinspezifische Tradition geprägt von den Akteur:innen der Disziplin, den Träger:innen der Professionsbezeichnung, die sogenannten Expert:innen. In einem Wechselspiel aus der Praxis jener Vertreter:innen und den damit entstehenden Diskursen entwickelt sich die Bedeutung der Disziplin so immer weiter, bis irgendwann zum ersten Mal die kritische Frage aufgeworfen wird: Ist das, was „wir“ tun, noch kongruent mit dem, was „unsere“ Bezeichnung bedeutet? Daraus entsteht ein Diskurs im Raum jener drei Fragen, die eigentlich hinter dieser „ersten“ kritischen Frage stecken: Wer ist wir? Was ist das, was „wir“ tun, und was bedeutet „unsere“ Bezeichnung?

In dem Diskurs auf dem Blog „What's in a name?“ finden sich Argumente zur Beantwortung all dieser drei Fragen. So wird mehrfach angeführt, wer überhaupt Stimmrecht bei der Wahl zur Umbenennung hat. Mit anderen Worten: Wer Teil der Gesellschaft ist und zum „Wir“ dazugehören darf, kann, soll. Brisant dabei die Frage, ob die Menschen, die ihre Stimme bei der Abstimmung abgegeben haben, das „allgemeine Wir“ der durch die DGSKA vertretenen Gemeinschaft repräsentativ abbilden und dadurch die Umbenennung legitimiert war (vgl. Bierschenk, 2018 und Vermeulen, 2018).

⁵ Nach dieser ersten Verwendung wird oft händeringend und mit großen Mühen gesucht (vgl. Vermeulen, 2015).

⁶ Diese erste Verwendung kann wiederum selbst, wie alles was wir vorfinden, nicht losgelöst von ihrem spezifischen historischen Kontext ganzheitlich gedeutet werden.

Was „wir“ Ethnolog:innen / Anthropolog:innen tun, wird ebenfalls mehrfach angedeutet und dabei, passend zum Gegenstand des Diskurses der Umbenennung, in Bezug zur Bedeutung der Bezeichnung der Disziplin gesetzt. Und genau das ist der springende Punkt, hier verbirgt sich das Dilemma der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie im deutschsprachigen Raum: Es gibt kein nach außen hin verständlich kommuniziertes (mehr oder weniger) einheitliches kongruentes Verständnis davon, was im Kern das ist, was „wir“ tun. Noch davon, was die verschiedenen Bezeichnungen der Disziplin konkret bedeuten und welche davon nun eigentlich zusammengehören oder voneinander getrennt zu betrachten sind.

Carola Lentz schreibt in ihrem Blogbeitrag, dass sie es seit gefühlten 30 Jahren versucht, die Irritationen der Studierenden bezüglich der Fachbezeichnung aufzuklären. Aus meinen eigenen Erfahrungen an der Uni schlussfolgere ich: Die Verwirrungen haben sich gehalten. Der pragmatische Ansatz im Umgang mit der Übersetzungsproblematik, wie er neben dem Blogbeitrag von Carola Lentz von Thomas Bierschenk wie folgt formuliert wird, kann keine nachhaltige Lösung der Problematik sein, sondern lediglich eine Übergangslösung. Thomas Bierschenk schreibt: „[Es] ließe sich durchaus die Frage stellen, was in einem Zeitalter uneindeutiger Identitäten eigentlich dagegen spricht, dass sich eine deutsche Ethnologin, um vor Ort ‚lesbar‘ zu sein, in den USA cultural anthropologist, in Großbritannien social anthropologist und in Togo sociologue nennt?“

Die eigene Disziplinsbezeichnung einfach an die jeweils vor Ort naheliegende, verständliche und geläufige Disziplinsbezeichnung anzupassen, löst zwar die Übersetzungsproblematik – zumindest kurzfristig –, leistet allerdings keinen Beitrag zu einer verbesserten Vermittelbarkeit der „anthropologischen Wissenschaftsgemeinschaft“ in die Öffentlichkeit. Dabei geht es Bierschenk genau darum, wenn er schreibt, dass „für ein Fach, dass sich seit mindestens 50 Jahren den Kopf darüber zerbricht, was eigentlich seine Rolle in der postkolonialen Wissenschaftsgemeinde sein sollte, [...] der Gesichtspunkt der Vermittelbarkeit in die Öffentlichkeit der entscheidende Gesichtspunkt sein [muss]“ (Bierschenk, 2018).

Nun ist Bierschenks Argument in seinem Blogbeitrag, dass sowohl die Vermittelbarkeit in die Öffentlichkeit als auch die interne Kohärenz in der Begriffsverwendung als zwei zentrale Kriterien in Hinblick auf die Namensfrage der Disziplin für den Begriff Ethnologie sprechen. Die Mehrzahl der Institute und Studiengänge tragen den Titel Ethnologie. Der Wissenschaftsjournalismus und die deutschsprachige Öffentlichkeit ist mit dem Begriff vertrauter als mit den Begriffen Sozial- und Kulturanthropologie oder Anthropologie. Allerdings schuldet die deutschsprachige Ethnologie in einer globalisierten Welt mit wachsender internationaler Verflechtung in immer größeren Ausmaßen den eigenen Reihen sowie der Öffentlichkeit eine Erklärung für das Übersetzungschaos. Darüber hinaus hindert ein deutschsprachig-protektionistischer Umgang mit der Disziplinsbezeichnung eine internationale Kohärenz der Wissenschaft „Anthropologie“. Das Hinnehmen der Übersetzungsproblematik als schlichtweg historische Gegebenheit wirkt wie eine unterwürfige Ergebung vor der eigenen Disziplingeschichte. In Carola Lentz Blogbeitrag klingt es so, als wären „wir“ Ethnolog:innen / Anthropolog:innen ohnmächtige „Opfer“ des Vorgegangenen, ohne eigene Wirkungsmacht Geschichte nicht nur zu analysieren, recherchieren und konsumieren, sondern auch zu schreiben, konstruieren, produzieren und zu gestalten: „Und in Deutschland war nun mal zur Zeit der universitären Institutionalisierung der Ethnologie (oder Völkerkunde, wie sie sich damals meist nannte) Ende des 19. Jahrhunderts die Anthropologie, die biologisch fundierte (Natur-)Wissenschaft vom Menschen, eine der wichtigen Disziplinen, zu der sich die Völkerkunde positionierte“ (Lentz, 2018; Hervorhebung M.S.). So begründet Lentz ihre „namenspolizeiliche Aufklärungsarbeit“, bei welcher sie erklärt, dass „Anthropologie und Ethnologie im deutschen Sprachraum eben nicht die gleichen Traditionen haben und dass man nicht ohne weiteres unsere Fachbezeichnungen aus dem oder in das Englische übersetzen kann“ (Lentz, 2018).

Ich möchte an dieser Stelle dieser Aufklärungsarbeit nicht die Richtigkeit und Relevanz absprechen und dennoch, wie bereits oben angerissen, dafür argumentieren, dass sie nur eine Übergangslösung darstellen kann und den „segmentären Haufen“, wie Lentz die Ethnolog:innen betitelt nicht nachhaltig zu einer kohärenten Wissenschaftsgemeinschaft zusammenführt, weil die Übersetzungsproblematik als eines

der Kernelemente des Dilemmas der Disziplin nicht angegangen, schlichtweg ausgeklammert wird. Studierende, welche in den englischen Texten durchweg dem Begriff *anthropology* begegnen und diesen in deutschsprachigen Diskursen mit dem Begriff *Ethnologie* übersetzen, werden weiterhin Irritationen empfinden. Wenn wie es beispielsweise Bierschenk schreibt, die Vermittelbarkeit der Bedeutung und des Tuns der Disziplin in die Öffentlichkeit der entscheidende Gesichtspunkt ist (siehe oben), dann müssen diese Irritationen durch Aufklärung und Diskurse aufgehoben werden. Diskurse mit dem Ziel verbesserter Kohärenz, begonnen bei wissenschaftshistorischen Expert:innen, weitergehend über die Gesamtheit der Ethnolog:innen / Anthropolog:innen, hin zu den Studierenden bis in die Öffentlichkeit getragen – ein weiter und fehleranfälliger Weg in Anbetracht der Komplexität der Thematik. Ein nachhaltiger Ansatz in der „Namensfrage“ der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie muss zur Förderung der Sichtbarkeit und Vermittelbarkeit des „weiterhin so notwendigen Fachs“ (Dilger, 2018) die beschriebene Übersetzungsproblematik mit in den Fokus nehmen – die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie ist hierbei ein Ansatz.

„Dass die Ethnologie Interessantes zu sagen hat, aber ein Problem damit hat, sich in der Öffentlichkeit darzustellen [...]“ (Bierschenk, 2018), ist jedoch nicht nur ein Problem der begrifflichen Benennung der Disziplin. Unabhängig vom Diskurs zur Umbenennung laufen Alltagsgespräche zur Ethnologie oft so ab, wie es Julian Schmischke (2018) in seinem Blogbeitrag veranschaulicht:

Sie: „Und womit beschäftigst du dich?“

Ich: „Ich studiere Ethnologie.“

„Ahja, das klingt ja spannend.“

„Das ist es auch! Hast du schon mal davon gehört?“

„Hmm, nein eigentlich nicht.“

„Und was meinst du worum es darin geht?“

„Öhm, keine Ahnung, um ehrlich zu sein.“

Anthropolog:innen und Ethnolog:innen betonen immer wieder die Relevanz der eigenen wissenschaftlichen Disziplin, wobei den Wissenschaftler:innen gleichzeitig bewusst ist, dass das Wissen in der Öffentlichkeit über ihre Theorien und Praxen marginal ist.⁷ Worauf ich damit hinaus möchte, ist die Überleitung zum nächsten Kapitel, der zentralen Analyse dieser Arbeit, in welcher ich den bestehenden Begriff der „Krise der Repräsentation“ – als die „ethnographische“ und auch allgemein sozial- und kulturwissenschaftliche kritische Frage nach der Legitimation, Möglichkeit und Sinnhaftigkeit der wissenschaftlichen (meist textlichen) Repräsentation „von Anderen“ (vgl. Clifford, 1999 oder Fabian, 1993), weiterentwickeln möchte, zum Entwurf des Begriffs der „zweiten Krise der Repräsentation“, als die kritische Frage nach Möglichkeiten, Relevanz und Potential der wissenschaftlichen Repräsentation „des Selbst“.

3. Die zweite Krise der Repräsentation

Die Wissenschaft bemüht sich darum Wissen zu schaffen, Erkenntnisse über die Wirklichkeit zu erlangen. Als Individuen erkennen wir die Welt und unsere subjektive Wahrnehmung der Realität tagtäglich mit Hilfe unserer Sinne und gleichzeitig ist dieses Erkennen, dieses Erleben der Wirklichkeit, nicht die gesamte Quelle, aus welcher wir „Wissen“ schöpfen. Wir lesen Texte, führen Gespräche und bekommen Geschichten erzählt, wir sehen Bilder, Videos und können Zeichen deuten, schließlich reflektieren wir diese Eindrücke und setzen sie in Bezug zu unseren erlebten Erfahrungen. All mein Wissen – welches ich meine zu haben – welches nicht meinen Sinneserfahrungen entspringt, basiert auf Repräsentationen. Alle wissenschaftlichen Erkenntnisse, welche nicht von Forscher:innen für sich behalten ungeteilt verborgen wurden, wurden in irgendeiner Art und Weise repräsentiert. Wissenschaft schafft Wissen – für die Allgemeinheit oder mindestens für eine zusätzliche Person zur erkennenden Forscherin – durch Repräsentation. Diese übergeordnete Perspektive auf Repräsentation als erkenntnistheoretisches Grundkonzept umfasst die Gesamtheit wissenschaftlicher Disziplinen. Jedoch ist die Repräsentation in

⁷ Ein Problem, welches nicht nur der Wissenschaftsdisziplin Ethnologie beziehungsweise Anthropologie zuteil ist, sondern eine allgemeine Problematik im Bereich des Wissenschaftstransfer darstellt – und dabei insbesondere die Humanwissenschaften betrifft.

„der“ Anthropologie von besonderer Bedeutung und Wichtigkeit, weil anthropologische Forschungen quasi nicht reproduzierbar sind, keine quantifizierbaren Fakten produziert werden und erst recht keine Unabhängigkeit oder Trennung der Erkenntnisse von den Erkennenden postuliert wird. Repräsentation ist anthropologische Praxis, wie Johannes Fabian es formuliert, und in dieser Hinsicht wird hier der starke Sinn des Begriffs Repräsentation verwendet, wie er in Fabians Aufsatz „Präsenz und Repräsentation - Die Anderen und das anthropologische Schreiben“ erläutert ist: Eine Präsenzerfahrung wird re-präsentiert und in dieser Repräsentation als Praxis liegt Transformation, Gestaltung und Erschaffung (vgl. Fabian, 1993: 338). Mit dem Begriff des „Othering“ beschreibt Fabian einen Prozess, in welchem „die Anderen“ mittels (anthropologischer) Repräsentation „gemacht werden“ und führt weiter aus, dass, wenn wir Repräsentation als Praxis verstehen, diese Erkenntnis uns dabei hilft zu erkennen, dass „die Art und Weise wie wir andere machen, gleichbedeutend ist mit der Art und Weise, in der wir uns selbst machen“ (Fabian, 1993: 338). Fabian geht an dieser Stelle jedoch nicht den Schritt, im Pendant zum Begriff des „Otherings“, von so etwas wie „Selfing“ zu sprechen. Warum aber eigentlich nicht? „Anthropologie“⁸ wird, wie eingangs dargestellt, von jenen konstruiert, die mit einem anthropologischen Selbstverständnis Inhalte produzieren, beziehungsweise Erkenntnisse „anthropologisch“ re-präsentieren. Nimmt man diesen konstruierten Begriff des „Selfings“ genauer ins Visier, dann ist es im Kern das, was die weiter oben bereits erwähnte Konstruktion von Identität aus der Praxis darstellt, wie es auch Dilger und Haller in ihren Blogbeiträgen formulieren (vgl. Dilger, 2018 und Haller, 2018). Wobei anthropologische Praxis eben nicht lediglich das ins Feld gehen, Feldforschung und die Begegnung mit „Fremden“ – Dingen, Gewohnheiten, Personen – ist, sondern explizit auch die Repräsentation dessen. In letzter Konsequenz beruht die Gestaltung der Disziplinsidentität auf der Praxis anthropologischer wissenschaftlicher Repräsentation. Hier verschmelzen praktische Forschungstätigkeiten im Feld mit dem disziplinspezifischen Diskurs, hier

8 Von hier an verwende ich anstatt der Bezeichnung Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie den Begriff Anthropologie, als überfachliche Gesamtheit dessen, wovon hier die Rede sein soll. Der Übergang vom Namenswirr der Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie hin zu einer klaren Verwendung der Disziplinsbezeichnung soll dabei sinnbildlich für die Thematik und den Prozess dieser Arbeit stehen.

sind „identity as practice“ und „identity as discourse and identification“ vereint (vgl. Haller, 2018).

Der Grundtenor, dass die anthropologischen Wissenschaften in erster Linie „Anderere“ repräsentieren, entspricht nach wie vor dem Verständnis der Disziplin in der breiten Öffentlichkeit. Es ist das Erbe der Repräsentations-Praxis der Anthropolog:innen der vorangegangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte, allen voran durch Ethnographien erschaffen. Die Repräsentation von Anderen hat eine lange Tradition in der Anthropologie und ist verflochten mit kritischen Aspekten hierarchischer Machtasymmetrie und hegemonialen Strukturen, durch welche diese Repräsentationen gerechtfertigt wurden. Talal Asad fasst in seiner vielbeachteten Publikation „Anthropology and the colonial encounter“ die vergangene Dynamik der Disziplin treffend zusammen: „Anthropology had emerged as a distinctive discipline at the beginning of the colonial era, became a flourishing academic profession toward its close, and throughout this period devoted itself to description and analyses carried out by Europeans, for a European audience — of non-European societies dominated by European power“ (Asad, 1973: 15). Das ist 50 Jahre her und im weiteren Verlauf der Disziplinentwicklung haben sich aus der kritischen Selbstreflexion heraus diverse Ansätze ausgebildet. Zum Beispiel Ansätze, durch welche das Erforschen der „eigenen“ Gesellschaft entstanden ist (Srinivas, 1973), was heute oft unter dem Begriff „anthropology at home“ betrieben wird. Oder der Ansatz der „multi-sited ethnography“ (siehe Marcus, 1995), bei welchem das Feld losgelöst von einem festen geographischen Standort durch die Region oder die globalisierte Welt reist. Ein weiterer Ansatz ist die „dialogic anthropology“, durch welche die Informant:innen anthropologischer Feldarbeit eine stärkere Stimme, einen prominenteren Platz in der schriftlichen Repräsentation bekommen sollen (z.B. Dwyer, 1982). Dieser Ansatz wird mit der „collaborative anthropology“ noch weiter ausgebaut, indem Forscher:innen und Forschungspartner:innen gemeinsam an der schriftlichen wissenschaftlichen Repräsentation arbeiten (siehe Lassiter, 2005). Und schließlich gehen aktuelle theoretische Ansätze so weit, dass die Kategorie des Menschen an sich in Frage gestellt wird und ontologiebefreite Räume einer Anthropologie „After Ethnos“ geöffnet werden (Rees, 2018). Kurzum, anthropologische Praxis ist in jeglichen Belangen, sowohl methodisch als auch theoretisch, ungemein facettenreich:

Wie kann es gelingen, diese Disziplin als ein konsistentes Ganzes verständlich zu repräsentieren?

Betrachtet man die Diskrepanz zwischen aktueller anthropologischer Forschung und dem Verständnis der Öffentlichkeit über die Disziplin, kann man, wie Richard Rottenburg in seinem Blogbeitrag die Dynamik von Umbenennungen erläutert, argumentieren, dass die Diskrepanz auf der immanenten Verzögerung des Ankommens von Transformationsprozessen in der „Gesamtgesellschaft“ beruht. Mit einer anderen Perspektive lässt sich, so die Argumentation hier, erläutern, dass sich die Anthropologie in einer Krise der Selbst-Repräsentation befindet. Das, was vor Jahrzehnten noch ein kongruentes Selbstverständnis der Disziplin war – nämlich, dass Anthropologie in erster Linie „Andere“ repräsentiert – ist heute nicht mehr das kongruente Selbstverständnis der Disziplin und dementsprechend ist die Vermittelbarkeit in die Öffentlichkeit, was Anthropologie ist und tut, oft un gelenk, komplex und fruchtet nicht. Die oben erläuterte mangelnde Kohärenz in der Begriffsverwendung der Disziplin trägt zusätzlich zur „Krise der Selbst-Repräsentation“ bei.

Wenn Repräsentation das ist, was Anthropolog:innen tun, was ihre wissenschaftliche Praxis ist, es der Disziplin dabei allerdings nicht gelingt, sich selbst zu repräsentieren, dann steckt die Disziplin in einer Krise der Selbst-Repräsentation, in ihrer zweiten Krise der Repräsentation. In einer Krise steckt bekanntlich zumeist auch ein Potential und wenn es nur die Ablösung der „ersten“ Krise der Repräsentation ist, mit ihren zum einen philosophisch-logischen und zum anderen politisch-macht-hierarchischen Fragen danach, wie man „Andere“ repräsentieren darf, kann, soll. Dumont (1986) rechtfertigt die ethnographische Repräsentation „Anderer“ – zu einer Zeit, als das Schreiben von Ethnographien noch als Daseinsgrund für die Disziplin Anthropologie galt (vgl. Dumont, 1986: 344) – als eine Vertretung der Menschen, welche nicht da sind, wären sie da, also hier, müsste nicht für sie gesprochen werden und die Repräsentation wäre überflüssig (Dumont, 1986: 359). Die Abwesenheit der im Feld begegneten Anderen legitimiert und begründet nach Dumont

die Repräsentation dieser, im Sinne eines für sie Einstehen.⁹ Dabei scheint es beinahe überflüssig zu erwähnen, dass die Abwesenheit von Personen keine Legitimation für die selbstmächtig formulierte Repräsentation dieser darstellt. Es ist diese Logik der Repräsentation von „Anderen“, welche hier umgekehrt werden soll, in eine Repräsentation des „Selbst“. Denn was bei der anthropologisch wissenschaftlichen Repräsentation von Anderen wirklich geschieht, ist die Repräsentation der eigenen Erlebnisse durch die Begegnung mit etwas Anderem. Es ist ein akademisches, öffentliches Teilen und Repräsentieren der eigenen Welterfahrung, gewonnen durch die Begegnungen im Feld. Diesem Ansatz folgend löst die zweite Krise der Repräsentation die kritischen Fragen hegemonialer Machtasymmetrien und Fragen der Legitimation der Repräsentation Anderer, indem der Fokus auf die Repräsentation des Selbst, auf die Forscher:innen gelegt wird. Sie sind es, die forschen und sich auf die Suche nach Erkenntnissen über menschliche Wirklichkeiten machen. Sie sind es, die Erlebnisse und Erfahrungen reflektieren sowie kontextualisieren und sich dabei akademische Theorienkonstrukte zu Hilfe ziehen. Die Praxis der Repräsentation sollte demnach als Selbst-Repräsentation aufgefasst werden, eine wissenschaftliche Praxis, die ihre eigenen epistemologischen Fragen mit sich bringt und neue Erkenntnishorizonte öffnet. Kritische Fragen der Legitimation von Repräsentationen „Anderer“ im Prozess des Schreibens (writing-up – vgl. Tyler, 1987) wandeln sich mittels Selbst-Exponierung (exposure – vgl. Rees, 2018: 3f.) als erkenntnistheoretischer Ansatz in Fragen nach der eigenen Identität, der eigenen Persönlichkeit in Bezug auf gesellschaftliche Rollenbilder in der Wissenschaftsgemeinschaft sowie in der Alltagswelt. Erkenntnisse werden dann im Sinne eines „subjective turns“ durch Reflexionen der subjektiven Welterfahrungen gewonnen, mit all den einhergehenden Empfindungen, Gedanken, Meinungen und Perspektiven, die diese Erfahrungen hervorrufen. Es ist die radikal-logische Abkehr vom objektiven wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn hin zur Anerkennung, dass jedwede Repräsentation der Wirklichkeit durch den eigenen Körper fließt und stets eine subjektive Färbung trägt.

⁹ Andere Anthropolog:innen gleicher Zeit benutzen eine ganz andere Rhetorik und stellen die Repräsentation Anderer in das Licht der Unterdrückung: „Every act of representation is an act of political repression [...]“ (Tyler 1987: 338).

4. Fazit

Kann es so etwas wie einen kleinsten gemeinsamen Nenner geben, mit welchem sich Anthropolog:innen aller Art identifizieren können? Kann diese Disziplin, die ihren Forschungsgegenstand im Laufe des letzten Jahrhunderts selbstkritisch umgewandelt und in vielfältigen, diversen Ansätzen neu ausgerichtet hat, wieder zu einem kongruenten Verständnis der eigenen wissenschaftlichen Praxis finden und diese der zweiten Krise der Repräsentation entgegenwirkend entsprechend fruchtbar der Öffentlichkeit vermitteln und kommunizieren? Auch wenn Tim Ingold Anthropologie als Disziplin bezeichnet, die sich fortlaufend in einem Entstehungsprozess befindet (siehe Ingold, 2018: 3), nennt er sein Verständnis dessen, was Anthropolog:innen im Kern tun: Sie philosophieren mit den Menschen, mit welchen sie gemeinsam eine Forschung durchführen (vgl. Ingold, 2018: 25). Auch wenn Tobias Rees in bislang unbekannte Räume einer Anthropologie, losgelöst von der Kategorie des Menschen vorstößt und mit den grundlegendsten Konzepten der Disziplin versucht zu brechen, um mittels Ausbrüchen (*escapes*) neue Erkenntnis-horizonte zu erschließen, schließt er sein Buch „After Ethnos“ mit dem Satz: „I know of no better term for this curiosity than anthropology [...]“ (Rees, 2018: 120). Auch wenn die deutschsprachige Ethnologie beziehungsweise Sozial- und Kulturanthropologie in einer Namens- und Repräsentationskrise steckt, spalten sich keine Fachrichtungen ab, sondern vielmehr fächern sich spezifische Ausrichtungen auf.¹⁰ Gibt es etwas, was diese Vielstimmigkeit verbindet? Etwas Identitätsstiftendes außer der Dynamik (Ingold), den Ausbrüchen (Rees) und der Vielstimmigkeit der Disziplin im Allgemeinen? Gibt es etwas, worauf sich die Disziplin und respektive das Verständnis der Öffentlichkeit auf diese stützen kann, wieweil alles in Bewegung und im Wandel scheint?

Es sind diese Fragen, welche die Anthropologie sich stellen muss, und an deren Beantwortung die anthropologische Wissenschaftsgemeinschaft arbeiten muss, wenn ihr die Vermittelbarkeit in die Öffentlichkeit des eigenen Tuns und damit

¹⁰ Das ist zumindest der Ton, der im Diskurs der Umbenennung anklingt: Ethnolog:innen und Sozial- & Kulturanthropolog:innen tragen zwar mittlerweile unterschiedliche Bezeichnungen, aber sie gehören zusammen und teilen wissenschaftliche Praxen und theoretische Ansätze.

einhergehend die Verbindung zur Realgesellschaft raus aus dem Elfenbeinturm relevant erscheint. Aus meiner persönlichen Perspektive gibt es sowohl etwas, was diesem verbindenden kleinsten gemeinsamen Nenner entspricht, als auch eine Disziplinsbezeichnung, welche einen Ausweg aus dem skizzierten Dilemma der Disziplin ermöglicht. Im Folgenden möchte ich mit diesem kleinen Plädoyer schließen.

**Anthropologie als wissenschaftliche Repräsentation der Welt,
die durch den Körper geht**

Um sich der Herausforderungen der zweiten Krise der Repräsentation zu stellen und eine kongruente und verständliche Repräsentation der Anthropologie zu entwickeln, braucht es zunächst eine innerdisziplinäre Kohärenz in der Verwendung einer Disziplinsbezeichnung. Ethnologie, der in der deutschsprachigen Öffentlichkeit geläufigere Begriff, welcher auch eine Mehrheit der Titel der Lehrstühle schmückt, scheint auf den ersten Blick die passende Wahl zu sein für ein Programm zur namentlichen Vereinheitlichung. Nun hat sich die DGV allerdings in DGSKA umbenannt, nicht in Deutsche Gesellschaft für Ethnologie (DGE). Und auch wenn die Korrektheit der Wahlen nachträglich im Diskurs des Blogs „What's in a name?“ angefochten wurde (vgl. Bierschenk, 2018 und Vermeulen, 2018), ist die Wahl der Umbenennung des Vereins rechtskonform und rechtskräftig, zumal schlichtweg die Mehrheit der abgegebenen Stimmen DGSKA gewählt haben. Der Unmut der Kritiker:innen mag noch so groß sein, in einem Punkt kommen sie mit ihrer Argumentation nicht weiter: Die Bezeichnung Ethnologie kann die Übersetzungsproblematik im internationalen Wissenschaftskontext nicht lösen und wird unvermeidbar Irritationen hervorrufen, welche sich mit zunehmendem Einzug der englischen Sprache in alle Gesellschaftsbereiche häufen werden. Die protektionistische Logik, das Alleinstellungsmerkmal der deutschen Bezeichnung Ethnologie beizubehalten, gleicht einem verzweifelten Versuch Vergangenes festzuhalten und für die Ewigkeit zu konservieren. Wenn doch „alle Ereignisse, Objekte und Zustände in der sozialen Welt dynamischer oder prozessualer Natur“ (Rosa, 2005: 19) sind, ist das Festhalten am Begriff der Ethnologie, weil er Tradition hat und für den Moment am besten zu vermitteln ist (vgl. Bierschenk, 2018), rückwärtsgewandt und realitätsfremd. Wenn die Sorge der Kritiker:innen der Umbenennung mitunter darin liegt,

dass sich die deutschsprachige Ethnologie der angelsächsischen anthropology „unterwirft“, quasi analog zur plattentektonischen Subduktion unter ihr verschwinden sollte, dann führt der passive Umgang über die transformationsresistente Beharrung von Bestehendem früher oder später ins Aussterben. Der aktive Umgang jedoch öffnet sich, sucht und findet neue Möglichkeiten der Repräsentation der eigenen Disziplin und beteiligt sich an der Transformation, die ohnehin fortschreitet. Weil aus diesen Gründen die Bezeichnung Ethnologie keine nachhaltige Lösung des skizzierten Dilemmas der Disziplin darstellt, plädiere ich hier für die Bezeichnung Anthropologie. Anthropologie als übergeordnete Bezeichnung all der Ausrichtungen und Facetten der Disziplin, als Träger des kleinsten gemeinsamen Nenners, auf welchen sich die Wissenschaftsgemeinschaft der Anthropolog:innen und Ethnolog:innen verständigen können, ein verbindendes Element, welches neu auszuhandeln ist.

Dieser kleinste gemeinsame Nenner muss zum einen weit gefasst sein, damit sich eine Vielzahl der anthropologischen Praxen unter ihm subsumieren können, und er muss klar kommunizierbar sein, um die zweite Krise der Repräsentation zu bewältigen, sodass die Anthropologie sich selbst der Öffentlichkeit so repräsentieren kann, dass diese die Bedeutung anthropologischer wissenschaftlicher Tätigkeiten nachvollziehen und verstehen kann. Ein möglicher Ansatz auf dem Weg zu diesem gemeinsamen Nenner ist die Formulierung einer Anthropologie, die sich selbst als Disziplin – wie sie es auch schon länger tut – und darüber hinaus das Selbst in den Fokus nimmt, also die Forscher:innen sich selbst zum Forschungsgegenstand machen. Anthropolog:innen repräsentieren dabei das durch die Begegnung mit der Welt in Schwingung gebrachte Innenleben. Die Repräsentation des Selbst ist dabei potenziell genauer, wirklicher und detailreicher als die Repräsentation von Anderen. Kritische Selbstreflexion avanciert zur erkenntnistheoretischen Methode und kontextualisiert das gewonnene Wissen im Prozess der Selbstentfaltung in bestehende Diskurse ein. Die Frage „Wer bin ich?“ wandert ins Zentrum anthropologischer Fragestellung, welche in Bezug zu spezifischen Forschungsfeldern eine andere Perspektive entwirft: Wer bin ich, dass ich ein Interesse daran habe, mich mit Science and Technology Studies zu beschäftigen? Was von meiner wissenschaftlichen Tätigkeit scheint mir relevant? Welchen übergeordneten Sinn empfinde ich in

meinem Tun? Wenn ich mittels Reflexion erkenne, dass sich mein Handlungsmotiv lediglich aus karrieristischen Gründen speist, was bedeutet das dann für meine Rolle als Wissenschaftlerin oder welche Erkenntnisse über den Wissenschaftsapparat als institutionelles Konstrukt und die Deutungshoheit von Titeln kann ich daraus ableiten? Die Begegnung mit dem Anderen, mit noch unbekanntem Dingen oder Menschen im Feld, führt dann nicht in eine Repräsentation des begegneten Anderen, sondern in eine Repräsentation der Begegnung und dessen, was sie in mir als Forscher ausgelöst hat. Zusammengefasst lässt sich das, was ich versuche, hiermit zu beschreiben, als die Begegnung mit der Welt bezeichnen, die, wenn diese Begegnung re-präsentiert wird, durch den Körper geflossen ist und erst von dort aus für die Mitmenschen sichtbar ist. Das ist der kleinste gemeinsame Nenner, den ich bis hierhin gefunden habe: Anthropologie als wissenschaftliche Repräsentation der Welt, die durch den Körper geht.

Literaturverzeichnis

- Asad, T. (1973). *Anthropology & the Colonial Encounter*. Ithaca Press.
- Bierschenk, Thomas (2018). Warum die Umbenennung der DGV in DGSKA ein Fehler war. In: *Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde?* Zugegriffen am 31.03.2022.
- Clifford, James (1999). Introduction: Partial Truth., 1-26. In: *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*; James Clifford, George Marcus (Hrsg.).
- Dilger, Hansjörg (2018). Von Menschen und (ethnischen) Gruppen - Die Entscheidung für „Sozial- und Kulturanthropologie“ wirft überfällige Fragen an unsere Disziplin neu auf. In: *Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde?* Zugegriffen am 31.03.2022.
- Dumont, Jean-Paul (1986). Prologue to ethnography or prolegomena to anthropography. *Ethos*, 14: 4, 344-367.
- Dwyer, Kevin (1982). *Moroccan Dialogues: Anthropology in Question*. Johns Hopkins University Press.
- Engelke, Matthew (2018). *How to Think Like an Anthropologist*. Princeton University Press.
- Fabian, Johannes (1993). Präsenz und Repräsentation. Die Anderen und das anthropologische Schreiben., 335-364. Suhrkamp. In: *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*; Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hrsg.).

- Haller, Dieter (2018). Die Umbenennung: Moralisches Schulterklopfen und Geschichtsvergessenheit. In: Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde? Zugegriffen am 31.03.2022.
- Ingold, Tim (2018). *Anthropology: Why It Matters*. John Wiley and Sons.
- Lassiter, Luke Eric (2005). Collaborative ethnography and public anthropology. *Current Anthropology*, 46: 1, 83-106.
- Lentz, Carola (2018). Ich gebe auf... Ethnologen sind un und bleiben ein segmentärer Haufen. In: Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde? Zugegriffen am 31.03.2022.
- Marcus, George E. (1995). Ethnography in/of the world system: The emergence of multisited ethnography. *Annual Review of Anthropology*, 24: 1, 95-117.
- Rees, Tobias (2018). *After Ethnos*. Duke University Press.
- Rosa, Hartmut (2005). *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Suhrkamp.
- Rottenburg, Richard (2018). Name und Benanntes. (Un)disziplinierte Verschiebungen. In: Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde? Zugegriffen am 31.03.2022.
- Schmischke, Julian (2018). Das Flurgespräch als ethnographisches Feld. In: Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde? Zugegriffen am 31.03.2022.
- Srinivas, M.N. (1973). *Social Change in Modern India*. The Rabindranath Tagore Memorial Lectureship Association for Asian Studies. University of California Press.
- Tyler, Stephen (1987). On writing-up/off as speaking-for. *Journal of Anthropological Research*, 43: 4, 338-342.
- Vermeulen, Han F. (2015). *Before Boas. The genesis of ethnography and ethnology in the German enlightenment*. Lincoln, London: University of Nebraska Press.
- Vermeulen, Han F. (2018). Die Geschichtsverdrängung der Ethnologen als gesellschaftliches Problem. In: Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde? Zugegriffen am 31.03.2022.
- Widlok, Thomas (2018). Teilnehmende Namensgebung. In: Blog What's in a name - Wofür steht die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde? Zugegriffen am 31.03.2022.

Informationen zur Ausgabe

Allen Studierenden danken wir herzlich für ihre Beitragseinreichungen und die Mitarbeit!

Redaktion

Dr. Frank Oberzaucher

Anna Leidig

Sarah Krause

Gestaltung Cover und Grafik

Sarah Krause

Die Bildrechte an der Grafik liegen bei der Urheberin.

Kontakt:

redaktion.der-sozius@uni-konstanz.de

anna.leidig@uni-konstanz.de

sarah.krause@uni-konstanz.de